Münster.1931.Nº 38 Phil. Diss.

Germanistik

Heinrich Federer

Der Mann und das Werk

(Ein Beitrag zur Erzählungskunst der Schweiz)

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster in Westfalen

vorgelegt von

Franz Wagner
aus Berlin

Tag der mündlichen Prüfung: 8. Januar 1930

Dekan: Herr Prof. Dr. Wätjen

Referent: Herr Prof. Dr. Julius Schwering

Dillingen a. Donau
Druck: Schwäbische Verlagsdruckerei G. m. b. H.
1931

Digitized by the Internet Archive
in 2026

RIJKSUNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

https://archive.org/details/IA41546201_0090

Meiner lieben Frau Maria,
der nimmermüden Weggenossin.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit entstand aus meiner eingehenden Beschäftigung mit der modernen katholischen Literatur.

Meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Julius Schwering, bin ich zu großem Dank verpflichtet, daß er zu dieser Arbeit seine Zustimmung gab und sie durch seinen wertvollen Rat förderte.

Erleichtert wurde meine Arbeit in ihrem Entstehen durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Verlages G. Grote, Berlin, der mir sein Archiv über Federer zur Verfügung stellte. Ihm sei auch an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen.

Die Ungunst der Zeit bedingt es leider, daß nicht die ganze Abhandlung erscheint. Es fehlen die umfangreichen Kapitel: Gestaltenkreis (III, 3), Technik der Erzählungen (IV) und das kleinere Kapitel Federer als Kritiker (VIII). Eine Zusammenfassung dieser Kapitel war aus stofflichen Gründen nicht möglich.

Aber trotzdem bietet der vorliegende wesentliche Teil der Arbeit einen guten Ueberblick über das gestellte Thema.

Inhalts-Verzeichnis.

Literaturverzeichnis der Werke Federers 6

I. Einleitung. 12

II. Biographisches 13

III. Inhalt der Erzählungen
1) Stoffgebiete
a) Erlebtes 26
b) Geschichte 31
2) Probleme
a) religiöse 35
b) ethische 39
c) soziale 42
d) politische 46
3) Gestaltenkreis
4) Landschaft 48
5) Heimatliebe und Volkskundliches 53
6) Lebensfrohe Grundstimmung 58

IV. Technik der Erzählungen
1) Ueber Roman- und Novellentechnik im allgemeinen und bei Federer im besonderen
2) Federers Roman- und Novellentechnik
§ 1 Technik der Handlung
§ 2 „ der Personendarstellung
§ 3 „ der Beschreibung
§ 5 „ der Sprache

V. Jeremias Gotthelf, Conr. F. Meyer, Gottfr. Keller und Federer 60

VI. Niklaus von Flüe, Franz von Assisi und Federer 70

VII. L. N. Tolstoi und Federer 75

VIII. Federer als Kritiker

IX. Schluß. (Künstlerische Würdigung) 78

Verzeichnis der benutzten Literatur über Federer 81
Verzeichnis der benutzten allgemeinen Literatur 83

Literatur-Verzeichnis.

Federers Werke.

	Erschienen
I. „Berge und Menschen", Roman, Grote, Berlin 1927	1911
II. „Pilatus", Erzählung, Grote, Berlin 1918	1912
III. „Jungfer Therese", Erzählung aus Lachweiler, Grote, Berlin 1925	1913
IV. „Das Mätteliseppi", Erzählung, Grote, Berlin 1920	1916
V. „Spitzbube über Spitzbube", Erzählung, 1921	1921
VI. „Regina Lob", Aus den Papieren eines Arztes, Grote, Berlin 1925	1925
VII. „Papst und Kaiser im Dorf", Erzählung, 1926	1924
VIII. „Am Fenster", Jugenderinnerungen, 1927	1927
VIII a. „Aus jungen Tagen", Nachgelassene Kapitel zur Lebensgeschichte, Grote, Berlin 1928	1928
IX. „Lachweiler Geschichten", Grote, Berlin 1928	1911
a) Unser Nachtwächter Prometheus	
b) Der gestohlene König von Belgien	
c) Der Erzengel Michael (Aus meines Vaters Notizbuch)	
d) Die Manöver (Eine schweizerische Soldatengeschichte)	
e) Vater und Sohn im Examen	
X. „Sisto e Sesto", Erzählung aus den Abruzzen, E. Salzer, Heilbronn 1917	1913
XI a) „Das letzte Stündlein des Papstes" (Umbrische Reisegeschichtelein), E. Salzer, Heilbronn 1917	1914
b) Der gehörte Reisekamerad	
c) Frau Agnes	
d) Was der Hausierer Marcote im Analphapetendörflein erzählt	
e) Sibilla Pagni und Tadeo Amente	
XII. „Patria", Erzählung aus der irischen Heldenzeit, Herder, Freiburg i. B. 1917	1917
XIII. „Eine Nacht in den Abruzzen", Mein Tarcisiusgeschichtlein, Herder, Freiburg i. B. 1917	1917
XIV b) „In Franzens Poetenstube", Umbrische Reisegeschichtlein, Herder, Freiburg i. B. 1918	1917
a) Ueber den umbrischen Tiber	
c) In den Bergnestern	
d) Deutsch und Latein	
e) Das letzte Dorf	
f) Aquila	
h) Nach Amerika	
i) Der Heilige auf dem Paß	

Es wird zitiert, z. B. VII 319, d. h. Werk VII S. 319, XIV b oder XIV h, d. h. siehe dieses Kapitel.

XV a) „Gebt mir meine Wildnis wieder." Umbrische Reisekapitel, Herder, Freiburg i. B. 1922, 1917
b) Das Zahnweh der kleinen Agna
c) Im Felsenstädtchen Narni
d) San Benedettos Dornen und San Francescos Rosen
e) Santissima Trinità
f) Glückliche Faulenzer
g) Die gotischen Eichen
h) Campagna Vision

XVI. „Der Fürchtemacher", Eine Geschichte aus der Urschweiz, Herder, Freiburg i. B. 1919 1919

XVII a) „Das Wunder in Holzschuhen", Herder, Freiburg i. B. 1919 1919
b) Wie Bruder Klaus lesen lehrt
c) Die Langweile des Oberst Anton Renker

XVIII. „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden", Grote, Berlin 1928 1924
a) Alonzo Brigone
b) Weihnachten in den sibyllinischen Bergen
c) Das Wunder von Bolsena
d) Dante
e) Der Krüppel von Orvieto
f) Ein behagliches Nachgeplauder des Erzählers

XIV. „Unter südlichen Sonnen und Menschen." Verlag der Buchgemeinde Bonn, 1926 (jetzt im Verlag Grote, Berlin)
a) Zwei Christbäume in Rom
b) Sandra Guillini, Eine Geschichte aus dem hintersten Umbrien
c) Der Wilderer Augusto Sarti
d) Einer, der Steine sucht und Menschen findet
e) Der rote Zauber des Mastro Giorgio in Gubbio
f) Die Buchbinderin Mala Golzi

XX. „Das deutscheste ABC". Ein Volksgeschichtlein, E. Salzer, Heilbronn 1926

XXI. „Der Heilige Franz von Assisi" (Volksausgabe), Gesellschaft für christliche Kunst, München 1925

XXII. „Unser Herrgott und der Schweizer", Ein stolzbescheidenes Geschichtlein, Rascher u. Cie., Zürich 1916

XXIII. „Der Heilige Habenichts". Zwei, drei Wörtlein, Ars-sacra-Verlag, München 1926

XXIV. „Und hat ein Blümlein bracht". Von unserer lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt. Worte von Federer, Bilder von A. M. Beckert, Ars-sacra-Verlag München 1927 1925

XXV. „Johannes Weber", Erzählung, in: Literarische Warte, 5. Jahrg., S. 330—339, S. 401—409

XXVI. „Morgengeräusch in der Stadt", Gedicht, Lit. Warte, 5. Jahrg. 1904, S. 497/8

XXVII. A) „Fräulein Männlich", Erzählung, Velh. u. Klas. Monatshefte, 25. Jahrg. 1910/11, 2. Bd., S. 460—468
B) „Vater unser, der du bist im Himmel", Regensburger Marienkalender 1912.
C) „Der Gott der Berge", Efeuranken, 1911—12
D) „Fritz Nock", Ein Märchen, Alte und neue Welt, 41. Jahrg., 1907, S. 512—516

XXVIII. „Die Schweizerdichter im Himmel", Eine Episode, Südd. Monatshefte, 11. Jahrg. 1913/14, 2. Bd. S. 640—653

XXIX. „Brigittli", Erzählung, Velh. u. Klas. Monatshefte, 29. Jahrg. 1914/5, 1.Bd. S. 120—132.

XXX. „Zwischen grünen Hügeln und Träumen". Bergstadt, 14. Jahrg. 1925/6, 1. Bd. S. 75—89, 161—172, 241—252

XXXI. „Die schweizerische Landschaft", Plauderei, in: „Illustrirte Zeitung", Leipzig, Sonderheft „Schweiz" Nr. 4131, 162. Bd. 15. V. 1924, S. 524—527

XXXII. A. Einführungsworte zu den „Fioretti", Verlag der Buchgemeinde Bonn

XXXII. B. Federer bezeichnet selbst in dem Vorwart zu „D. hl. Fr. v. Ass." von P. Cuthbert (O. M. Cap.) (übersetzt von Widloecher), Colmar 1929², dieses Buch als das „eigentliche, bleibende, giltige Franziskusbuch".

XXXIII. „Das Lächeln des heiligen Franz", Alte und neue Welt, 61. Jahrg., Nr. 1, 1. X. 1926, S. 11—16, Nr. 2, 15. X. S. 62—65

XXXIV „Durchs heißeste Italien", Alte und neue Welt, 42. Jahrg. 1908, Nr. 1—15

XXXV. „Umbrische Reisegeschichtlein", Die Schweiz, 18. Jhrg. Nr. 4—16

XXXVI. „Wanderungen durch Umbrien", in: „Die Heimat", Ein Buch für das deutsche Volk, Hrsg. H. Mohr, Herder, Freiburg i. B. 1917, S. 152—189. (Dieser Beitrag wurde von Federer schon 1906 geschrieben.)

XXXVII. „Niklaus von Flüe", Die Schweiz, 21. Jahrg. Nr. 3—10, als Buch herausgegeben von H. Maync, Verlag Huber u. Co., Frauenfeld und Leipzig, 1928. In der Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, der illustr. Reihe, 14. Bd. (Es wird nach der Buchausgabe zitiert.)

XXXVIII. Verlagsalmanache des Verlages Grote, siehe Sonderverzeichnis S. 9

XXXIX. Selbstbiographie Federers im Literarischen Echo, 15. Jahrg. April 1913, S. 897—900

IL. „Lieber lesen als schreiben", Selbstbiographie, Velh. u. Klas. Monatshefte, 41. Jahrg. 1926, 1. Heft, Oktober, S. 57—65

Nach Federers Tode und nach Anfertigung meiner Arbeit erschienen noch folgende Werke:

ILI. „Von Heiligen, Räubern und von der Gerechtigkeit", Herder, Freiburg i. B. 1929. Es enthält Arbeiten Federers, die ich unter XXXIII, XXXIV, XXXI schon kannte.

ILII. ‚Ich lösche das Licht", G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1930, Dieses Buch bedingte jetzt ein Sonderkapitel: „Federer als Lyriker".

ILIII. „Zwischen grünen Hügeln und Träumen", G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1931. Der Titel des Buches verweist auf XXX. Außerdem sind neben unbekannten Erzählungen folgende bekannte im Buch: XX, XXII, XXVII A, XXIX.

---

der Verlagsalmanache von G. Grote — Verlag, Berlin.

a)	Weihnachtsalmanach	1912	„Meine Erzähler". Erschienen 1928 als Sonderdruck.
b)	„	1913	Ein Bild von Federer. „Von der Jungfer Therese".
c)	„	1915	Ein Bild von Federer.
d)	„	1916	Ein Bild von Federer. „Husch um die Ecke! Däs Mätteliseppi kommt!" in VIII a S. 13 ff.
e)	„	1917	— — —
f)	„	1918	„Den Dienenden", Gedicht (siehe I. S. 647/8).
g)	„	1920	Eine Kritik über Jegerlehner.
h)	„	1921	„Das Land der Griechen mit der Seele suchend"
i)	„	1924	„Ein bewegtes Jahr im Dorf Lustigern".
k)	„	1925	— — —
l)	„	1926	„Bei den Orgelpfeifen" (s. auch VIII 81/6).

Die Verlags-Weihnachtsalmanache wurden mir vom Verlag G. Grote in Berlin liebenswürdigerweise unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Erstdrucke von Federers Werken

I. „Aar", 1. Jg. 1910—11.

II. in der „Deutschen Alpenzeitung" Jg. XI, 1911—12.

III. „Gral", 5. Jg. 1910—11.

IV. Für den 50. Jahrgang der Alten und Neuen Welt[1]) geschrieben. Verfaßt am Ufer des Langensees, geschrieben „in zierlich kleinen, wie mit der Radiernadel gezogenen Lettern auf Briefböglein".

V. „Schweiz", 25. Jg.

VI. dito 1911, in 15 Fortsetzungen. Das halbe Manuskript war erst fertig, als der Druck begann, und — Federer krank wurde. Jede Fortsetzung hat er sich abgequält (Schweiz, 20. Jg. S. 532).
Ein Zweitdruck erschien als Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse".

VII. Unter dem Titel „Der Friede einer anderen Welt" in „Westermanns Monatsheften", im 69. Jg. von Heft 817—823.

VIII. Der kleine Vorgänger dieses Werkes ist XXXVIII a. Hier sind die meisten seiner schweizerischen Werke angedeutet. — Erschien unter dem Titel: „Aus dem Fenster" in der „Lesestunde", 4. Jg. 1927.

VIII a. Das Kapitel 2 dieses Buches stand zuerst in XXXVIII d, S. 19—23.

IX a. Alte und neue Welt, 1905. b, c, d in derselben Zeitschrift. Siehe Anmerkung 1.

IX e. Für diese Novelle erhielt Federer unter 2500 Bewerbern einen Preis des „Daheim", und dort erschien sie, 45. Jg. Nr. 1—4.

X. „Süddt. Monatshefte", 10. Jg. 1. Bd. S. 42 ff., 161 ff., 343 ff.

XI a. Unter dem Titel: „Das letzte Stündlein Innocenz des Dritten" in „Schweiz", 18. Jg. Nr. 5, S. 99—103. Studiengedanken schon in XXXVI, 164 ff. Diese Novelle ist in das Lesebuch „Die Schatzkammer" aufgenommen worden.

XI c. „La padronesa Agnesa", Velh. u. Klas. Monatshefte, 26. Bd., Jg. 1911/12, S. 623 ff.

XI d. „Selige Analphabeten", dito, 27. Jg., 3. Bd. S. 217 ff., 1912/3.

---

[1]) Leider sind nicht alle Bände dieser Zeitschrift mir zur Verfügung gewesen, deren Mitarbeiter Federer lange Jahre war.

XI e. Sibilla Pagni und Tadeo Amente", dito, 27. Jg., 1. Bd., S. 209—217, 1912/3.
XII. Im „Fels", 14. Jg. 1910—11, S. 132—34, 165—70, 214—23, 262—67, 309—14.
XIV a. „Die Schweiz", 18. Jg. Nr. 4, S. 75—77.
XIV c. „ Nr. 6, S. 123—125.
XIV e. „ Nr. 8, S. 173—175.
XIV h. „ Nr. 7, S. 147—149.
XV c. „ Nr. 15, S. 343—348.
XV d. „Alte und Neue Welt", 42. Jg., 1908, S. 519—520[2]).
XV e „ S. 554—559[3]).
XV f. „Die Schweiz", 18. Jg. Nr. 14, S. 319—321.
XVI. „Bergstadt", 7. Jg. 1918/9, 1. Bd. S. 1 ff., 65 ff., 133 ff.
XVII. „Die Langweile des Anton Renker", Velh. u. Klas. Monatshefte, 33. Jg., 1. Bd. S. 407 ff., 1918/9.
XVIII a. „Die Schweiz", 18. Jg., Nr. 10, S. 219—224, Nr. 11, S. 251—257, Nr. 12, S. 273—278, Nr. 13, S. 295—301.
XVIII c. „Gral", Okt.—Dez. 1912. Studiengedanken schon XXXVI, S. 173: „Das zweifache Wunder von Orvieto".
XIX a. Velh. u. Klas. Monatshefte, 40. Jg., 4. H., Dez. 1925, S. 361—384.
XIX b. „ 40. Jg., 5. H., Jan. 26, S. 481—485.
XIX c. „ 40. Jg., 5. H., Jan. 26, S. 482—492.
XIX d. „ 40. Jg., 5. H., Jan. 26, S. 492—507.
XIX d. (Isaak!) „ 40. Jg., 5. H., Jan. 26, S. 507—512.
XIX e) „ 40. Jg., 5. H., Jan. 26, S. 512—521.
XIX f. „ 40. Jg., 6. H., Febr. 26, S. 673—698.

Federer als Kritiker[1])

1.) Unter dem Pseudonym „Philalethes": „Klassische und moderne Dichter". Im „Luzerner Vaterland", 1898.

(Da dieser Jahrgang im Bibliotheksverkehr nicht mehr zu haben war, überließ mir der Verlag Räber u. Cie., Zürich, eine Abschrift aus seinem Archivexemplar. Es kann deswegen nicht nach Seitenzahl zitiert werden.)

2.) „Tendenz, Konr. F. Meyer und Konr. von Bolanden" in „Schweiz. Lit. Monatsrundschau", 4. Jg., 1899, S. 48, 85, 97, 145.

3.) „Erzählende Literatur", in „Die Warte", 7. Jg. der „Literarischen Warte", 1906, H. 8, S. 484/89.

4.) „Leo Nikolai Tolstoi" in „Der Aar", 1. Jg., 1. Bd., S. 490—499.

5.) P. A. Baumgartner, Geschichte der ital. Literatur, „Der Aar", 1. Jg., II. Bd., S. 859/860 (Sept. 1911).

6.) Gedanken über „Krieg und Frieden" (Tolstoi). in „Neue Züricher Zeitung" im Jahre 1916, Nr. 974, 1016, 1059, 1091, 1098.

7.) „Felix Xylanders Leidenschaft". Ein Verlagsalmanach des Verlages Rascher u. Cie., Zürich 1922.

8.) „Spitteler", in: „Gral", 19. Jg., H. 6, März 1925, S. 229—233.

9.) „Eine unpolitische Aehrenlese". Humoristica aus Locarno. „Neue Zürcher Zeitung", 1925, Nr. 1939.

10.) „Ueber Knut Hamsun", „Gral", 20. Jg., März 1926, S. 359—369.

---

[2]) Hier liest ein Maler die Geschichte vor, während in der Buchausgabe die Manuskriptfiktion gewählt ist. Die Einleitung der Buchausgabe sind Stellen aus den Reiseschilderungen aus S. 518.

[3]) In XXXIV S. 479 erzählt Federer, wie ihn Kunz auf die Wallfahrt nach dem einsamen und menschenöden Trinità ai monti aufmerksam gemacht hat.

[1]) Es wird zitiert: z. B. „Kritiker 13, S. 18".

11.) „Zwei sentimentale Gipfeltouren". I. Mit C. F. Meyer. II. Mit Antonio Fogazzaro, in: Orell Füeslis Illustr. Wochenschau, II. Jg., Nr. 11, S. 235/6, 12. III. 1926, Nr. 12, S. 255/6, 19. III. 1926, Nr. 13, S. 281/2, 26. III. 1926.

12.) „Verkannte Dichter unter uns?" Eine Rundfrage. Federers Antwort in der „Neuen Zürcher Zeitung", Lit. Beilage vom 4. IV. 26.

13.) „H. Federer. Ein Büchlein für seine Freunde". Herder, Freiburg i. B., 1929. Eine Sammlung der Aufsätze Federer's über Pastors Papstgeschichte.

14.) „Ibsen" in „Alte und Neue Welt", 41. Jg. Nr. 1—5, 1906. (Weil ein Dramatiker behandelt wird, deswegen zuletzt aufgeführt.)

I. Kapitel.

Einleitung.

Ein Lebensalter ist erst seit dem Kampf um die literarische Geltung des katholischen Schrifttums verflossen. Wenn man in den Broschüren Karl Muths, den ersten Jahrgängen der „Literarischen Warte“ und den gleichzeitigen Heften des „Liter. Handweisers“ blättert, versteht man so recht die Schwierigkeit, die jene bahnbrechenden Männer hatten.

Es bestand keine katholische Literatur, die Anspruch auf künstlerisches Ansehen machen konnte. Für sie fehlte der Boden im eigenen Lager — — und die Kritik der Presse trug nicht dazu bei, ihn zu bereiten. Die Ursachen für diese Erscheinungen sind so verschieden, daß es zu weit führte, hier auf sie näher einzugehen. Ebensowenig können alle Bestrebungen aufgezeigt werden, die sich um Besserung der Lage mühten.

Schon bevor K. Muth als Veremundus seine Brandfackel entzündete, hatte man auf Katholikentagen (z. B. Landshut 1897) die Lage der katholischen Literatur erörtert. Man empfand zu deutlich, daß man ins Hintertreffen geraten war, und daß etwas geschehen mußte, um nicht noch mehr Land zu gefährden und zu verlieren.

So fanden Muths Gedanken zwar einen vorbereiteten Boden. Sie waren aber, gemessen an der bisherigen Tradition, so kühn, daß sie eher Mißbehagen im eigenen Lager auslösten als Freude darüber, daß endlich ein gangbarer Weg aus dem Literaturelend gezeigt wurde.

In seinem Kampf um die literarische Geltung des katholischen Schrifttums und die Reinigung der katholischen Literaturkritik hatte Muth einen Bundesgenossen, auf den er sich einmal beruft. So heißt es bei ihm: „Der hier ausgesprochene Tadel gegen einen großen Teil unserer Kritik steht nicht vereinzelt da. — — neuerdings ist in dem in Luzern erscheinenden „Vaterland“ eine Reihe von Artikeln erschienen, in denen ein gewisser Philalethes „literarische Wahrheiten“ sagt, unter denen die einwandfreiesten und treffendsten jedenfalls diejenigen sind, welche „unsere Kritik“ zum

Gegenstand haben“[1]) und dieser gewisse Philalethes ist niemand anders als

Heinrich Federer.

Federer hatte unter diesem Pseudonym eine Artikelserie in 7 Kapiteln: „Klassische und moderne Dichter“ veröffentlicht (Kritiker 1). Auch in der katholischen Schweiz war die Lage keineswegs anders als im katholischen Deutschland. Federer fand es — ebenso wie Muth — angebracht, zunächst unter Decknamen seine Bemerkung zu machen. Er umreißt in dem oben erwähnten Aufsatz am Schluß klar die Aufgaben der katholischen Kritik. Sie müsse den Mut aufbringen, „den Musentempel einmal redlich zu säubern, die falschen Götzen herauszuwerfen und die Schmarotzerpflanzen, welche alle Hallen und Bogen umranken, wegzureißen. Ob es weh tue, ob vieles, was süße Angewöhnung lieb machte, dabei zu Schaden komme, einerlei; um der Poesie willen und des Ranges des Katholischen in der Literatur willen werde es doch getan! Vorher kann man an einen gesunden Aufschwung und an eine tüchtige Pflege gar nicht mehr glauben.“

Bei dem Bestreben, der katholischen Literatur einen guten Platz an der Sonne zu erobern, darf Federers Wirken nicht unterschätzt werden. Und was mit Federer die einsichtige Kritik forderte, das hat er in die Tat umgesetzt. Seine Werke sind, ohne daß sie den Katholizismus des Verfassers tendenziös an der Stirne tragen, doch von echt katholischem Geist erfüllt — — und zwar so, daß ihr künstlerischer Wert nicht darunter leidet. Federer schuf ein Werk, das heute vor uns liegt als Synthese katholischer Wesenseigenart und künstlerischen, literarischen Gestaltens.

II. Kapitel.

Biographisches.

Bei kaum einem Dichter sind Werk und Leben so eng, so innerlich verknüpft wie bei Heinrich Federer. Liest man das Werk, so lernt man auch das Leben kennen, — — kennt man das Leben, so eröffnen sich ungeahnte Perspektiven in seinem Werk, die die besondere Schönheit erst klar erkennen lassen.

Es kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, eine erschöpfende Biographie zu geben. Zweck dieses Abschnittes ist hauptsächlich, durch das Leben das Werk besser und tiefer zu sehen.

Am 7. Oktober 1866 wurde Heinrich Federer am Brienzer See geboren.

[1]) Muth I, S. 63.

Seine Eltern waren:

Johann, Paul Federer, geboren am 20. VI. 1840, gestorben am 14. VI. 1886 in der Irrenanstalt St. Priminsberg bei Pfäffers (St. Gallen), und Verena Federer, verwitwete Jäger, geb. Nägeli, geboren am 24. IV. 1829, gestorben am 3. IV. 1886, in Saldern begraben.

Wir wissen, daß die Ehe keine „glückliche" war, und daß die „vorausschauende Verwandtschaft" der Mutter die Heirat der gereiften 30jährigen mit dem 10 Jahre Jüngeren hintertrieb. Es steht in „Am Fenster", daß die Mutter manches Hindernis (ältere Kinder der ersten Ehe, Konfessionswechsel) überwinden mußte, um den jungen Bildhauer heiraten zu können. Die ältere Verena hat denn auch in ihrem ganzen Leben ihr mütterliches Herz nicht nur den Kindern, sondern auch dem Manne schenken müssen, — — und wir können jene Liebe nicht ermessen, die den „Vagabunden" immer wieder aufnahm und die Last der Familiensorge allein trug.

Außer zwei Mädchen entsproß der Ehe ein Bub, unser Dichter. Von seinen Eltern hat Federer viel Unruhiges und Gutes übernommen. Das Bild der Eltern hat der Sohn in „Am Fenster" vollendet psychologisch und künstlerisch gestaltet. Man hat ihm dabei Mangel an Pietät dem Vater gegenüber vorgeworfen, da diese Figur peinlich sei[2]). Die Kapitel des Buches (und auch in IV.), in denen der Vater im Vordergrund und Mittelpunkt steht, sind die stärksten. Er hat den Vater mit rührender Kindesliebe gezeichnet. Vor dieser lodernden Lebensflamme hebt sich das Bild der Mutter Verena um so schärfer ab. „Der gute, von einem dunklen Wind gehetzte, arme, liebe, unvergeßliche Vater! Ich suchte ihm im „Mätteliseppi" mein kindliches Denkmal zu bauen" (IL 58). In „Mätteliseppi" ist „das Wunderbarste das Verhältnis des Kindes zum Vater" (XXXVIII e 35). „Selten hat ein Kind dem Vater, der nach landläufigen Begriffen kein guter Vater war, ein Denkmal von so ergreifender Schönheit gesetzt, wie dieses Buch der Kindesliebe" (XXXVIII e 36). Schon bevor er das „Mätteliseppi" geschrieben, hatte er ein Bild seines Vaters gezeichnet (in XXXVIII a 25/6).

Vom Vater hat er nicht nur den künstlerischen Drang, sondern auch „seine ganz persönliche schriftstellerische Eigenart" übernommen. Dies nachzuweisen ist mir nicht möglich, aber Oser (S. 13) sagt von Joh. P. Federer: er „war ein geistreicher, höchst einnehmender Plauderer. Alte Jahrgänge des „Obwaldener Volksfreundes" zeigen ihn als Schriftsteller von Geist, viel Satire und einem Funken volkstümlicher Didaktik in Gotthelf'scher Art"[3]). Und er

[2]) Brief an Alois Stockmann S. J. vom 19. Dez. 1927, mitgeteilt in „Stimmen der Zeit", 115. Bd., 1928, S. 463/4.

[3]) Siehe auch Aellen, S. 13—16.

sagt selbst, daß von des Vaters Art die Vorliebe für das Skizzenhafte in seine Dichtkunst übergegangen sei (VIII 36).

Vom Vater, dieser Peter-Hille-Natur, hatte er den „Hang nach Tabak und Wein, er wurde Nichtraucher und Abstinent. Je mehr ihm das Leibliche Last und Hinderung ward, desto tiefer zog er sich in die Kammer seines Geistes zurück, die freilich keine stille Klause war, vielmehr eine Halle mit buntbewegten Bildern, erfüllt vom Orgelklang und überwölbt von einer Kuppel, an der die Sterne und die Sonne auf- und niedergingen“[4]).

Wie bei G. Keller und Wilhelm Raabe hat die Mutter den größten Einfluß auf die Erziehung des Knaben. Gab ihm der Vater das Künstlertum — als Anlage nur, nicht als künstlerischen Ernst, der beharrlich zum Ziele strebt —, so erhielt er von der stillen, treulich waltenden Mutter die Liebe zum Kleinen, Fleiß, Hingabe an das Volk und eine gewisse Scheu, die durch sein (durch Krankheit bedingtes) Stubenleben gesteigert wurde.

Während der Vater jahrelang nicht zu Hause war, hat die Mutter unermüdlich für die Kinder gesorgt. Das Leben der Familie Spichtiger in Sachseln (in IV) ist das Leben der Familie Federer in Saldern.

Und der größte Schmerz des jungen Priesters war, daß er seine Hand nicht segnend auf den Scheitel der Mutter legen und für sie sorgen konnte — um ihr den Dank der Tat abstatten zu können. Ihr Herz war zu früh gebrochen, und Pauli wird es wohl nie erfahren haben, daß seine Frau ihm vorausgegangen war — gleichsam, als wollte sie ihm auch „drüben“ schon ein Plätzchen vorbereiten —. Es ist eigenartig, daß das Bild der Mutter nur wie ein weiches Relief oder zartes Pastellbild aus den Werken des Mannes schaut, daß der Vater, die Vatersehnsucht vorherrscht. Wenn wir aber den kleinen Spichtiger betrachten, wie er die anderen Dorfbuben um ihre Väter beneidet, so können wir verstehen, daß dieses Vatersehnen sich so tief in das empfindsame Herz des Jungen gebrannt hat und nachher wieder auslodern mußte in eine Vaterschilderung, wie sie das Werk so oft zeigt.

Betrachten wir den Buben Alois Spichtiger (IV), so haben wir den jungen Federer vor uns mit seiner Engbrüstigkeit, seiner Plauderlust am Bache im Kreise jüngerer Kameraden. Hier sind die Anfänge seiner Erzählungskunst. Ueber den Titel seines ersten Gedichtes hat sich Federer allerdings widersprochen. Nach „Grote's Weihnachtsalmanach 1912“ S. 27 ist es ein „Barbarossa“ gewesen, während er in „Lieber lesen als schreiben“ von einem „Gustav Adolf“ schreibt. Beidemal lobt es der Vater — und beidemal allerdings verwendet es die Mutter zu einem Garnknäuel. Die

[4]) Joh. Jegerlehner im „Bund“, Bern, am 2. 5. 1928.

Mutter erkannte frühzeitig das Ueberwiegen der Erbanlage des Vaters im „Alois" und suchte sie nach Kräften zu unterdrücken.

Seiner Plauderlust ging Hand in Hand eine Lesewut. Was sollte er auch in kranken Tagen besseres tun? Dem ihn hierbei unterstützenden Pfarrhelfer L. Omlin, der die Bibliothek verwaltete, hat er im Prediger auf der Aelplerkilbi (in I) ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt.

Im 3. Lebensjahr hat sich der junge Federer auf dem Umzug seiner Eltern von Brienz nach Sachseln (Saldern!) im eiskalten Gasthof des Brüningpasses sein Asthmaübel geholt (VIII 59), das das Gebrechen seines Lebens wurde. Schon als Knabe war er dadurch behindert, es seinen Altersgenossen beim Spielen gleichzutun. Wie sehr dieses Sich-zurückhalten-müssen auf den Dichter eingewirkt hat, zeigen folgende Worte: „Ich bewunderte das, was ich nicht besaß, große Kraft, Gesundheit, Vogelschnelle, Regententum. Ich lernte es genau kennen. Immer war ich bei den Starken und forschte ihr Innerstes aus. Zuweilen hatte ich auch die Gnade, von dieser Ambrosia ein Schlecklein zu bekommen" (XXXVIII a 27). „Eine bittere Bewunderung verließ mich nie für die Gewaltigen, die Harten und Herrischen, und so ein Schlingel schlüpfte mir später irgendwie fast in jedes Buch" (IL 58). In allen Werken findet sich daher etwas grimmig Aufrührerisches, vagantisch Unbändiges — Bergwassergleiches. Und alle seine schwächlichen Menschen haben etwas vom lebenden Federer und die starken vom strebenden!

Seine Krankheit war für Federer wohl das Kreuz des Lebens, das ihn aber nicht niederdrückte, sondern an dem er sich aufrichtete und das ihn einen Lobgesang auf das Asthma schreiben ließ (VIII 61). Von seinen Asthmajugendjahren schreibt er: „in diesen Jahren war es meine größte Befreiung, lesen und studieren und davon zu erzählen oder frei fabeln zu können. Was ich umsonst ersehnte, das wollte ich wenigstens in der Phantasie haben. Darum habe ich alles das erzählt, was ich nicht hatte: Gesundheit, Frechheit, Uebermut, Gewalt und absolute Freiheit. Ich lebte klein und erzählte groß, ich war fügsam und dienstbar, aber mein Märchen war absolut und regierte. Jahrelang kam ich keine Stunde weit vom Dorf. Meine Fabel flog siebenmal am Tag um den Globus. Kurz, ich erzählte aus Freiheitstrieb" (XXXIX 898/9). Dadurch, daß Federer sich durch Krankheit nicht unterkriegen ließ, dadurch, daß er die Aufgabe seines Lebens zu lösen vermochte, hat er die Aufgabe seines Werkes gelöst[5]). Er hat das Leben und Werk seines Vaters zerschellen sehen, — — das und der Mutter Beispiel haben ihm Kraft gegeben, das Werk zu schaffen, wie es heute vor uns steht.

[5]) Herwig, „Hochland", 26. Jg., 1929/30, 1. Bd., S. 100.

Dabei half ihm aber auch das benediktinische „Ora et labora". Von der „Dorfschule des Philippus Korn" kam Federer an das Kolleg der Benediktiner von Muri-Gries in Sarnen. Der erste Gang mit der Mutter, das Leben im Kollegi, seine täglichen Wanderungen von „Sachseln nach Goldingen" (Saldern nach Sarnen) — man beachte den Namen Goldingen! — haben viel Felsengrund für die Entwicklung Federers gelegt. Diese Zeit hat Federer in „Am Fenster" so ausführlich geschildert, daß sich nähere Einzelheiten erübrigen. Es sollen nur zwei Beziehungen aus dieser Zeit zu seinem Werk aufgezeigt werden. Sein Deutschlehrer Leo Fischer in Sarnen ist im Fragment „Herr Leo" (VIII a 200) gemeint. Derselbe wird erwähnt in der Artikelreihe „Klassische und moderne Dichter", die übrigens Zeugnis gibt von Federers tiefer humanistischer Bildung.

Der „Nachtwächter Prometheus" ist sicher ein Erlebnis für den Jüngling Federer, als er am Gymnasium in Luzern ist.

Die Matura hat Federer 1888 in Schwyz abgelegt. Der junge Mulus studiert Theologie. Herbst 1888 ist er im Priesterseminar in Luzern.

Vorübergehend weilt er in Eichstätt und Würzburg. 1890 ist er an der Universität Freiburg i. Ue. Hier hört er außer Theologie und Philosophie Geschichte und Literatur, die von Jostes gelesen wurde. Zu diesem trat er in nähere Beziehungen und unterbreitete ihm seine Gedichte zur Rezension. Auf einem Kommers, als Federer aus dem Stegreif eine glänzende Bierrede gehalten hatte, sagte Jostes: man solle aufmerken, aus diesem Kerl würde noch etwas!

1892 tritt er in das Priesterseminar St. Georgen der Diözese St. Gallen. Federer ist aus innerem Drange und tiefster Ueberzeugung Priester geworden. Wie schreibt er doch begeistert: „Theologie ist das Lebendigste und Sicherste, was ich kenne" (IL 61).

Am 18. März 1893 wird er von Bischof Augustin Egger zum Priester geweiht. Federer wäre gern Lehrer geworden, der Bischof aber schickte ihn als Kaplan nach Jonschwyl. Die Eingangsszene von „Jungfer Therese" ist der literarische Niederschlag dieses enttäuschenden Erlebnisses.

Am 23. April 1893 feierte Federer in Sachseln seine Primiz, und von Mai 1893 bis Dezember 1899 amtierte er in Jonschwyl, dem Lachweiler und Lustigern seiner Geschichten.

Als Pfarrer hatte er Carl Bischofberger, den Cyrill Zelblein (in III, IX a u. e), und Carolus Bischof (in VII). Gleich nach seinem Dienstantritt macht Pfarrer Zelblein den Kaplan mit den wichtigsten Persönlichkeiten der Gemeinde bekannt (III 52/). Da taucht auf der Gemeindeammann, der Schulratspräsident und Kirchvogt, der Lehrer Ph. Korn und sein Sohn Wenzel und Andreas Marxele — alles Personen, die wir nachher in „Papst und Kaiser im Dorfe" und „Lachweiler Geschichten" wiederfinden.

Der rüstige Pfarrer ließ dem Kaplan kaum Arbeit übrig, so daß Federer ganz seinen literarischen Neigungen leben konnte. Und so schrieb er für den „Wyler Boten" die Leitartikel und im „Alttoggenburger" Buchrezensionen und Essays[6]). In der „Schweiz. literarischen Monatsrundschau" vom 4. Jahrgang 1899 steht im Verzeichnis der Mitarbeiter: „Federer Heinrich, Caplan, Jonschwyl".

Auf Carolus' Wunsch betätigte er sich dramatisch, schrieb für die Jonschwyler Vereinsbühne ein Columbusdrama und eines über die Christenverfolgungen. Wie er dabei Dramaturg, Regisseur und Kulissenmaler in einer Person (letzteres unter der Assistenz des Pfarrers) war, erzählt er in seiner Selbstbiographie (IL 62).

Sein Drama „Thomas Becket" wurde an der Sarner Kollegsbühne aufgeführt. Es behandelt das gleiche Stoffgebiet wie später „Patria". Von einer dramatischen Konzeption „Das offene Handmehr" berichtet Oser[7]) und Eberle von einem Epos: „Belisar"[8])

Seelsorgserlebnisse prägten sich ihm tief ein. So hatte er die Armenanstalt Bisacht auf Oberuzwiler Boden zu betreuen (das Altersheim in VII). Die Sterbestunde des Bauern Remigi (in III) wirkt noch lange in ihm nach.

Als Haushälterin hat er die von Mätteliseppiholz geschnitzte Jungfer Therese. Ich war erst der Meinung, Mätteliseppi und Jungfer Therese seien dieselbe Person. Doch das Mätteliseppi der Jugend hieß Josefine Durrer[9]), und die Kaplansköchin war Helene Ott aus Basadingen im Thurgau[10]).

„Sieben glückselige Jahre auf dem Lande" (XXXVIII a 27) waren für Federer die Kaplansjahre in Jonschwyl. Wie gerne würde er weiter amtiert haben, wenn sein Brustübel ihm dieses ermöglicht hätte! In Eusebius Nuß (in VII) hat Federer ein Zukunftsbild entworfen, wie er es sich gewiß oft geträumt hat, und das er nie verwirklichen konnte: immer Kaplan und still, abgeklärt im Winkel, nicht mehr so stürmisch wie Joh. Keng (in III) und sogar Cyrill Zelblein überlebend.

Am 4. Nov. 1899 reicht er seine Demission als Kaplan ein. Es überfällt ihn wieder ein Asthmaanfall, so daß er erst in den ersten Tagen des Dezember Abschied nehmen kann aus dem liebgewordenen Jonschwyl.

Zunächst wird er Hausgeistlicher bei Schwestern in Zürich. Ein Ereignis im Sommer 1902 brachte ihn um Amt und Brot. Was es gewesen ist? — — Die darum wissen, schweigen pietätvoll und sagen, es ist das größte Unrecht gewesen, das Federer

---

[6]) Oser, S. 60.
[7]) Oser, S. 89—92.
[8]) „Hochland", 24. Jg., 1926/7, 1. Bd., S. 239.
[9]) Aellen, S. 19.
[10]) Oser, S. 60—61.

im Leben widerfuhr[11]). Es war schmerzlich für ihn, und er hat lange darunter gelitten, aber es stieß ihn vollends auf die Schriftstellerei. Er wurde Mitarbeiter an der „Alten und neuen Welt", in der er zunächst unter den Pseudonymen „E. Sein" und „Ath. Inn" schrieb.

Eine Zeitlang war er auch Feuilletonredakteur der „Neuen Zürcher Zeitung", der er zeitlebens Freundschaft bewahrte[12]).

Seit 1904 lebte er als freier Schriftsteller in Zürich. Bis 1911 hat er nur kleinere Gedichte, Novellen, literarische Essays in „Velhagen und Klasings Monatsheften", „Ueber Land und Meer", „Daheim", „Deutscher Hausschatz", „Alte und neue Welt", „Schweiz", „Lit. Warte", „Firnlicht", „Gral" (zum Teil unter Pseudonym) veröffentlicht, die aber schon die Federsche Eigenart: Dichtergefühl, Originalität und psychologische Tiefe zeigen!

„. . . erst die greifbare prosaische Not des Lebens hat mich, krank und ohne Amt, zuletzt gezwungen, zum Verleger zu gehen" (XXXIX 899). Man hat Federer vorgeworfen, daß er zu einem neutralen und nicht zu einem katholischen Verleger ging. Federer kannte das Honorarelend. Auf sich gestellt, mußte er sich durch die Geldfrage leiten lassen. Und dann: Hat er der katholischen Literatur durch das Erscheinen seiner Bücher in einem bekannten Verlage nicht außerordentlich viel genützt?!

Erst mit 40 Jahren hat Federer begonnen, Bücher zu veröffentlichen[13]). Von seinem schriftstellerischen Schaffen vorher fand er nur die Aufsätze „passabel", die Gedichte aber „miserabel" (in XXXVIII a 27). Er veröffentlichte nur immer so viel, als er zum Leben brauchte, das andere kam in die Schublade. Er kann sich nicht entschließen, seine Geisteskinder in die Welt zu schicken. „Der Grundzug des schweizerischen Schriftstellers ist" . . . auch bei ihm . . . „das Schamgefühl"[14]). Gute Freunde können ihn erst nach langem Drängen dazu bewegen, etwas aus seinem Geheimschatz zu veröffentlichen. Er war für gründliche Arbeit. „Regina Lob" z. B. lag „viele Jahre schon geschrieben", und er hielt es für ein schwaches Jugendwerk, dessen Veröffentlichung sich nicht lohne. „Papst und Kaiser i. D." „beunruhigte" ihn als Thema 25 Jahre (XXXVIII i 10), ehe er es gestaltete.

Wie bescheiden äußert er sich zu seinem Schaffen: „Schon als Knabe wußte ich's und als Alter weiß ich's erst recht, daß

---

11) Oser, S. 70—72. Siehe auch: „Ich lösche das Licht": „Schweigen", S. 69

12) In I. S. 186, wird die „N. Zürch. Zeitg." sogar durch die Mordfluh geschleppt. Die „Alte und Neue Welt" ist in IV, S. 251, und der „Siebendörferbote" II 57 erwähnt.

13) Fontane erst mit 50 Jahren. — — C. Busse mutmaßt als Verfasser von IX einen Lehrer. „Velh. u. Klas. Monatshefte", Juliheft 1911.

14) Ed. Korrodi über Spitteler, „Gral", 3. Jg., S. 493, 1909.

ich in Kunst und Wissen nicht zum Tragen, sondern zum Pflücken der Früchte geartet bin, mehr Genießer als Geber. Nicht immer, aber meistens lese ich lieber Fremdes, als daß ich Eigenes schreibe. Lieber lesen als schreiben, und noch lieber Erleben als Lesen" (VIII a 127), (IL).

Hoch ist die Auffassung von der Aufgabe der Schriftstellerei: „Es ist schön, ein eigenes Buch in der Hand zu wiegen, besonders schön, wenn dieses Buch etwas Sorge höbe, etwas Leid nähme, etwas Mut brächte, vor allem, wenn es den Vielen, nicht den Wenigen, den Kleinen, den Armen, den Geringen nützte! (XXXVIII a 29). Bei seinem Schaffen klang ihm immer die Mahnung des Bruder Klaus in den Ohren: „Tut den Plunder von euch. Bleibt daheim! Hier seid ihr so warm in den Boden gesteckt und müßt wachsen und reifen zur Höhe" (V 242/3).

Durch seine Krankheit war Federer ein gleichmäßiger Schaffensfluß nicht beschieden.

Das „Mätteliseppi" hat er für den 50. Jhrg. der „Alten und neuen Welt" verfaßt. Er hat diese Erzählung in „zierlich kleinen, wie mit der Radiernadel gezogenen Lettern und Briefböglein" geschrieben — und sicher auch mit seiner blauen Tinte. (Federers Lieblingsfarbe war aber gelb! Siehe IV 243 5, VII 80, VII 167, 114; VII 12/3; Joh. Jegerlehner im „Bund", Bern, vom 2. 5. 1928.) Die Kapitel 9, 15, 19 waren schon 1904 entstanden. Mit 20 Seiten Manuskript wurde begonnen zu drucken. Und dann hat sich Federer im Sommer 1915 auf dem St. Bernardino und im Herbst in Locarno am Lago Maggiore abgemüht, die Erzählung von Fortsetzung zu Fortsetzung zu schleppen[15]).

Wie oft hat Federer das Wort „pazienza" (XVIII 287) gelebt, wenn ihn das Asthma würgte — — ach seine Seele war auch zeitlebens eingekerkert in einen so schwachen und nicht zu ändernden Körper. Und wie gerne lebte er! Schon der kleine Alois ruft nach einem Asthmaanfall (zwar etwas altklug und seherisch) aus: „Leben muß ich noch! Lange und mächtig leben! . . . denn ich habe noch viel zu tun. Muß ich doch einen großartigen Nutzen in der Welt stiften! Vielleicht, daß ich auch einmal fromme Bücher schreibe . . ." (IV 166). 1925 schreibt er: „O wie ist das Leben schön! Zwischen den Fahrten" . . . (im Einspänner durchs Land) . . . „fallen Krankheiten, Tage und Nächte voll Seelengram, herbe Entsagungen, Verluste, zerblasene goldene Hoffnungen, Undank, Falschheit, Staub, Sturm und Särge, aber, o, wie ist das Leben schön!" (XXV 162). Die Einleitung zu seiner Selbstbiographie (IL) — wieviel Lebensmut und Daseinsfreude spricht aus ihr!

[15]) Oser, S. 94.

Für Berge, Musik, Poesie und Weltgeschichte konnte Federer sich restlos begeistern.

Aellen erzählt von einer Spritztour auf das Stanserhorn[16]). Das Wort Berge muß hier als Bezeichnung für einen viel weiteren Begriff genommen werden, nämlich: Landschaft, Natur überhaupt. Es wird an anderer Stelle dieser Arbeit dargelegt werden, welchen Einfluß die Landschaft auf ihn und sein Werk ausgeübt, und wie er sie gesehen und geschildert hat. Aber eins muß für die Biographie vorweggenommen werden. Außer dem heimatlichen Boden, aus dem er die wichtigsten Nährstoffe für sein Werk sog, hat keine Landschaft auf ihn so eingewirkt wie Italien, und hier wieder besonders das Umbrien des Hl. Franz von Assisi. Diese Italienfahrten (beginnend nach 1900) sind ihm tiefstes Erlebnis geworden, und dieses Erlebnis hat er dichterisch gestaltet. Den ersten Niederschlag fanden diese Fahrten in den Reiseschilderungen: „Durch's heißeste Italien" (XXXIV), die sehr abweichen von literarischen Produkten ähnlicher Art. Sie zeigen schon die Erzählungskunst und -lust Federers, zeigen den feinsinnigen Beobachter und lebendigen, vergleichsreichen Schilderer. Als typisches Beispiel möchte ich das Kapitel: „Gedanken im Dom zu Bologna" bezeichnen (XXXIV 194).

In der Musik ist seine Schubertverehrung so groß, daß im Dorfwirtshaus zu Absom „Schuberts göttliches „Du bist die Ruh'" mit klangvoll tiefem Alt" (I 645) gesungen wird[17]). Da aber diese Interessen Federers sich in seinem Werke mannigfach spiegeln, soll an den entsprechenden Punkten dieser Arbeit auf sie näher eingegangen werden. Hier möge vorläufig der kurze Hinweis genügen.

Was alles in der großen Schublade verborgen ist, das werden die Nachlaßordner finden.

In gelegentlichen Bemerkungen über sich selbst und guten Freunden gegenüber hat Federer von seinen Plänen gesprochen.

1912 schreibt er: „Ein tausendseitiger Roman „Frau Germania und Frau Gallia", ein Torso „Das Mätteliseppi" und ein Roman „Lehrer Philipp Korn" liegen dort unter hundert Skizzen begraben" (XXXVIII a 27). In der Selbstbiographie im „Literarischen Echo" erwähnt er einen Roman aus dem schweizerischen Bauernkrieg von Anno 1653. (Mang spricht auch von den Bauernkriegen I 365.) Im Winter 1927 spricht er von einem Roman aus der Hohenstaufenzeit mit Heinrich VI. Zur gleichen Zeit hat er auf dem Schreibtisch den Schweizerischen Bauernkriegsroman in Arbeit, aus der Zeit der Bündener Wirren mit der Gestalt des Thomas Maßner von Chur im Mittelpunkt[18]). In „Lieber

16) Aellen, S. 24/5.
17) Siehe Oser, S. 142—155.
18) Oser, S. 167, u. Mayne, Flüebuch, S. 143, Anmerkg. 6.

lesen als schreiben" (IL 63) plaudert er von einem Napoleonroman von gewiß 800 Druckseiten, den ich unter dem größten Eindruck einer Erzählung, Tolstois „Krieg und Frieden", wie im Wahnsinn niederschrieb, ein reines Nachahmerstück, das gottlob den Weg alles Papiers gegangen ist". Dieses Thema hat ihn anscheinend doch nicht losgelassen, bzw. der Weg des Papiers des ebengenannten Romans ging in die Schublade; denn in seinem Nachlaß fand man einen Napoleonroman: „Kinder der gleichen Mutter". Neben diesem Roman fand sich ein anderer mit dem Titel „Wessen Sohn". „Das Problem der Kinderlosigkeit einer Frau und die tragische Entwicklung einer Sohnesadoption" sind die leitenden Ideen[19]). Die beiden letztgenannten Romane gehen bis in die Jonschwyler Kaplanszeit zurück.

Dem zeitlebens also rüstig Schaffenden blieb der Erfolg nicht versagt. Ich meine nicht die hohen Auflageziffern seiner Werke, die seine Beliebtheit deutlich zeigen, sondern die Anerkennungen und Ehren, die ihm von berufener Seite zuteil wurden.

Sein erster Erfolg war der 5000 Mark-Preis des „Daheim", 1912, für die beste Novelle, den er aus über 2000 Bewerbern mit der Novelle „Vater u. Sohn im Examen" errang. Im Preisrichterkollegium saßen u. a. Carl Busse, Hermann Hesse und Frieda Schanz.

1915 erhielt er den 1. Preis der Schweizer Schillerstiftung.

1919 promovierte ihn zum Kellerjubiläum die Universität Bern zum Dr. phil. h. c.

Im Dezember 1921 teilt „Die Verbindung" mit, „Heinrich Federer ist vom Verkehrsverein für das Misox und Calanca wegen seiner Verdienste als Schilderer des Tales zum Ehrenmitglied ernannt worden" (zu V).

Die „Vossische Zeitung" berichtet am 3. 6. 1922: „Heinrich Federer erhielt von der Schweizer Schillerstiftung die Ehrengabe von 1000 Frcs.

Für seinen Roman „Papst und Kaiser im Dorfe" erhielt er den Gottfried-Keller-Preis der Martin-Bodmer-Stiftung in Zürich in Höhe von 6000 Frcs.

Die Schweizer Schillerstiftung verlieh in ihrer Sitzung vom 12. 13. VI. 1926 Heinrich Federer die Ehrengabe von 2000 Frcs., um „das Lebenswerk auszuzeichnen".

Ende April 1927 verlieh die Landgemeinde seines Heimatkantons ihm das Ehrenbürgerrecht von Obwalden und Sachseln. Ein Jahr später konnte sie für den Toten nur ein Ehrengrab telegraphisch anbieten — — der Ring der Ehrenbezeugungen hatte sich geschlossen — —.

War es bisher die Aufgabe, das Leben des Mannes zu zeichnen, wie es sein Werk uns darbietet, so soll jetzt — — bevor wir an das

[19]) Oser, S. 73.

Telegramm aus Sachseln am 29. IV. 1928 anknüpfen und Federer durch die letzte Lebensleidenszeit begleiten, sein Aeußeres gezeichnet werden.

Der „Bund" Bern[20]) schildert Federer: „Klein von Statur, ein ostschweizerisches Gesicht mit lustigen, Einfälle bergenden Augen, die Nase scharf und bestimmt, die Stirn hoch und senkrecht, die ganze Gestalt von großer Schlichtheit, ein bißchen geistlich-gemütlich und doch die innere Wärme und Begeisterungsfähigkeit im ganzen Tun verratend — . . . Man fühlt, wenn man den Dichter nur sieht, die enge Verwachsenheit mit der Natur und dem Volkstum, man fühlt auch das angeborene Erzählertalent — — —."

In den Almanachen des Verlages G. Grote von 1913, 1915, 1916 finden sich Bilder von Federer. Den Sonderdruck aus dem Almanach 1912 „Meine Erzähler" hat der gleiche Verlag auf dem Titelblatt mit einem Bild versehen. Hermann Aellen schmückt ebenso sein Buch mit einem Federerbild. Der Lesezirkel Hottingen gab seinem Federer-Heft den Druck einer Liebhaberphotographie bei.

In „Alte und Neue Welt", 61. Jhrg., 1. Okt. 1926, S. 11, und im Buch von Oser sind Büsten Federers abgebildet. Die erstere (Künstler nicht angegeben) ist von vorn gesehen und entweder aus früheren Jahren oder etwas idealisiert. Der Leidenszug um die Lippen paßt nicht zum Wesen Federers, besonders nicht zu jenem, der im gleichen Heft vom „Lächeln des hl. Franz" schreibt und dafür wirbt, doch durch Lächeln im Sinne des heiligen Franz die graue Erdensorge leichter tragen zu lernen. Oser bringt das Bild der Büste von Alfons Magg, die der Künstler nach der Totenmaske geschaffen hat. Welche Ruhe, welche Gelassenheit! So kennen wir Federer aus seinem Werk! Und damit der Spritzer Humor nicht fehlt, steht die Büste im Profil, und wir staunen ob der tiefgekerbten Nasenwurzel und der Habichtsschnabelnase! Auch das paßt zu unserem Dichter: hat er sich durch sein ganzes gequältes Leben nicht gleichsam „durchhacken" müssen!? Wenn die Bilder nebeneinander liegen, hat dann der eben zitierte „Bund" zuviel gesagt? Nein! Die Bilder in den Almanachen (nicht gestellte Atelieraufnahmen) sind etwas undeutlich. Aber das Bild aus der letzten Zeit auf dem Sonderdruck meine Erzähler hat uns den ganzen Federer eingefangen. Naive Beobachter, die nur das Bild sehen, sagen: wie bäuerlich, wie ein Landpfarrer! Aber Leser, die ihn kennen, haben immer gesagt, so muß er aussehen: das „stillose" Haar, die hohe Stirn, die gütigscharfen Augen — — der leichtgeöffnete Mund, aus dem gleich ein Schalkswort hüpfen wird, oder ein Wort, schwer wie eine dunkle Note, nachklingend von liebevollem Verstehen — —. Die großen Ohrmuscheln haben

[20]) 20. XI. 1912, S. 547.

so viel Freudenklang und Trauerschall aufgefangen und scheinen auf den letzten Ton eines Geheimnisses zu lauschen — —.

So war nach dem asthmadurchlittenen, aber tapfer getragenen und herrlich gemeisterten Leben auch für Federer der Feierabend gekommen. Für seine Bekannten war es schon lange ein Rätsel, wie sich der Dichter von Anfall zu Anfall weiterriß und nie erlahmte.

Die letzten Sommer verlebte Federer im atemerleichternden Süden, besonders im Tessin. Im Winter war er in Locarno, oder wenn es eben ging (der Musik wegen) in Zürich.

Seine Krankheit, die ihn ans Zimmer fesselte, zwang ihn oft zum Verzicht geselligen Verkehrs. Aber in seinen Briefen fand er Ersatz und suchte das zu zeigen, was er im persönlichen Verkehr nicht restlos zeigen konnte. Sie sind Dokumente für seine Herzensgüte, Hilfsbereitschaft und Freundestreue[21]).

Naturgemäß spricht er in seinen Briefen über sein Wohlbefinden. Heinrich Jünemann[22]) teilt Briefstellen Federers über die Krankheit mit: „Aber ich bin zu krank und schon bald ein Jahr kränker als gewöhnlich" (am 8. 10. 1920). „Mehr kann ich nicht sagen aus einer Brustfellentzündung heraus" (am 20. 12. 1924). „Zu allem zu krank" (am 20. 2. 1925). „Mit mir steht es so übel, daß ich nun in ein Inhalatorium muß. Es geht absolut nicht mehr. Ich kann nicht mehr schaffen, kann nicht gehen, nicht reden, kaum essen und trinken und fast nicht atmen" (am 5. 6. 1925). „Mir geht es nicht gut. Der Atem wird dünn und dünner, bald reicht es nicht mehr, wenn es so weitergeht" (am 13. 7. 1925).

Und in diesen Krankheitsplagen schaffen müssen und schaffen können, daß von der Not nichts in das Werk eindringt und nur der Lebensoptimismus sichtbar ist!!

Im Winter 1927 ging es ihm durch eine neue englische Medizin besser. Er schöpfte neuen Mut und arbeitete unermüdlich an neuen Plänen.

In dem schon zitierten Brief an Alois Stockmann S. J. (siehe S. 14 dieser Arbeit, Anmkg 1) verteidigte er seinen Standpunkt betr. VIII „schon um des folgenden Bandes willen" — — und ahnungsvoll fügt er hinzu — — „wenn es überhaupt dazu kommt".

Und wie sehnte er sich aus einem Asthmaanfall nach neuer Schaffenslust. Joh. Jegerlehner[23]) teilt eine Briefstelle mit: „Ich verdurste fast vor Heimweh nach Tannen, Bach und Kuhschellen. Ach, wenn es schon Juni 1928 wäre. Schier ein Jahr hab ich keinen Tintenstreich und Tintenstrich mehr geleistet. Die zwei

[21]) Dörfler, S. 321.
[22]) In der „Pädagogischen Post", Jg. 1926, S. 926.
[23]) Im „Bund", Bern, 2. 5. 1928.

Monate schwerer Krankheit im Herbst haben mich schon in jeder Hinsicht ausgeplündert. Ich vegetiere. Und hätte doch eine Schreiblust, hoch und verwegen wie ein Turm, aber es ist wohl ein schiefer." Und an Harry Maync schreibt er am 5. 4. 1928: „nächsten Herbst, Winter und Frühling in Locarno — wenn ich faulenzen will kommen Sie oft und stupfen mich" . . . „Mein Herz versagt bedenklich und ich bin auf alles gefaßt"[24]).

Er ahnte — wußte es aber nicht, wie nahe er dem Tode war. Zu einer Blinddarmoperation kam er ins Züricher Rotkreuzhospital. Die Operation verlief gut, aber eine Herzschwäche trat ein. Klar und ruhig traf er seine letzten Anordnungen (Arme und kranke Kinder sind seine Erben). Kurz nach Mitternacht, in der Sonntagsfrühe des 29. 4. 28[25]) stand das vielgequälte Herz still. Am selben Tage teilte der Landammann der Landgemeinde Obwalden den Tod des Ehrenbürgers mit: es war genau ein Jahr her, daß sie ihn dazu ernannt hatten. Und die Landgemeinde bot für den Toten das Ehrengrab an, damit er in Sachseln begraben werde, in jener Kirche, in der auch ruhen die Gebeine des seligen Niklaus von Flüe.

Am 2. Mai 1928 wurde er auf dem Rehalpfriedhof begraben. In dem zahlreichen Trauergefolge gingen Meinrad Lienert, Felix Möschlin, Johannes Jegerlehner, Friedrich Wiegand, Eduard Korrodi, Harry Maync. Es wurden keine Reden gehalten. Nur ein Priester sprach die Abschiedsworte.

Seinem Wunsche gemäß liegt er dort zur letzten Ruhe gebettet, „wo der Blick ungehindert über See und Gebirge schweifen" kann[26]).

Seinem Eusebius Nuß hatte Federer einen 20jährigen Lebensabend in einem Nonnenkloster bei historischen Studien gegönnt (VII 565). Er selbst hat sein Leben in Wirklichkeit nie so einrichten können, wie er es diesem beschert hat. Aber die Schlußworte seiner großen Erzählung, die er für Nuß geschrieben hatte, gelten auch für ihn selbst: „Als er starb, lagen noch viele unvollendete historische Untersuchungen auf dem Tischlein an seinem Kopfende. Aber die größte historische Untersuchung, an der die Menschheit seit ihrem ersten Lallen laboriert, hatte nun auch er gelöst, das unsterbliche Rätsel des Sterbens" (VII 566).

---

24) „Bund", Bern, Nr. 209, 6. 5. 1928.

25) — — als in München Peter Dörfler die Feier seines 50. Geburtstages begann — —.

26) Oser, S. 171.

III. Kapitel.

Inhalt der Erzählungen.

1. Stoffgebiete.

A. Erlebtes.

„Der Ausgangspunkt poetischen Schaffens ist immer die Lebenserfahrung"[27]), das Erlebnis im weitesten Sinne.

Diese Lebenserfahrung kann sich an einen sehr weitschichtigen, aber auch sehr engbegrenzten Stoff als Material zur Dichtung wenden.

Ed. Korrodi sieht ein charakteristisches Merkmal der Schweizer Literatur in der nicht großen Stoffwelt der Dichter. Ein flüchtiger Blick auf deren Schaffen bestätigt das: Gotthelf beschränkt sich auf seine Bauern, Meyer bevorzugt die Kraftmenschen der Renaissance und Spitteler zeichnet „das Griechentum mit schweizerischem Stift"[28]).

Und Federer? Er sagt zu „Berge und Menschen": „Ich wollte nur Selbstgeschautes und näher und ferner Miterlebtes ins Land und in die Seele meiner Erzählung legen" (Vorrede im „Aar").

Federer wunderte sich immer darüber, daß man in der Kritik sein Werk schablonisieren wollte in: Dorfgeschichte, Bergerzählung, Heimatdichtung. „Nicht weil es seine Dichterliebe verletzte, sondern weil damit ein leiser Tadel von Enge und Aeltlichkeit ausgesprochen wurde und er ein Unrecht herausfühlte"[29]). Der Mensch und das Herz des Menschen sind ihm die Hauptsache. Ihm geht es wie Bernardino von Siena, der in Entzücken gerät, wenn er einen Menschen sieht: er läßt alles, denn „ein Mensch ist da" (XIV 60).

Federer als kranker Mensch schildert den gesunden und starken Menschen, der sich sittlich gut auswirkt. Der sittliche Mensch in seinen Gestalten, das ist Federer selbst, aber der körperlich starke Mensch ist die Personifikation seines Wunschbildes. Dabei ging Federer aber nicht so weit wie Nietzsche, der auch als kranker Mensch Wunschbilder des kraftvollen Menschen schuf, sie aber pathologisch verzerrte zum Uebermenschen.

Bei der Auswahl der stofflichen Motive ist nie der Prunkrahmen der Erzählung maßgebend, sondern die Menschen, die uns in ihr vorgeführt werden. Mag Federer die Fabel in die Schweiz verlegen oder nach Italien, mag er Erlebtes gestalten oder eindringen in die Burgen der Geschichte oder die Zaubergärten der Sage, — —

---

[27]) Dilthey, „Das Erlebnis und die Dichtung" S. 197.
[28]) „Gral", 3. Jg., 1909, S. 497.
[29]) Joh. Jegerlehner, „Bund", Bern, 2. 5. 1928.

immer werden uns seine Menschen begegnen, und immer werden wir in Gottes Natur wandern und nicht in Kulissen.

Wenn man Federer liest, dann hört man nicht nur die Quellen wahrer Poesie in der Tiefe rauschen, sondern immer wieder fühlt man den Pulsschlag von Menschen und spürt man den Duft der Natur. Ja, wenn man die Menschen näher betrachtet, wieviel Brüderliches und Schwesterliches findet man in ihnen!

Das Lebenswerk Federers kann man auf zwei große Stoffgebiete beschränken:

A) Erlebtes B) Geschichte.

Bei der Betrachtung des Erlebten hebe ich als wesentliche Momente hervor: Die Jugend und Krankheit, die Jahre als Kaplan und seine Reisen, das Bild des Vaters und den Einfluß der Mutter.

Wenn auch das Erlebte den Hauptstoff zu seinen Erzählungen bot, so hat Federer nie eine kalte Photographie desselben gegeben, sondern in künstlerischer Freiheit Figuren und Ereignisse verschoben, so daß es eigentlich schwer ist, die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit zu finden. Die Bearbeitung geschah immer nach psychologischen Gesichtspunkten. Eine Ausnahme davon macht nur „Am Fenster" als dichterisch gestaltete Selbstbiographie. Wer dieses Buch liest, soll erst den ganzen Federer lesen. Er versteht dann den heimatlichen Duft in seinen Werken und kann Beziehungen zwischen diesem Buch und den anderen Büchern hinüber und herüber knüpfen. Was man in den Erzählungen als persönliches Erlebnis ahnte, findet seine Bestätigung, und was einem unwahrscheinlich erschien, wird jetzt klar und selbstverständlich.

Wie bei Storm hinterläßt auch in Federer die Jugend den stärksten Eindruck. Aber bei ihm kommt das auch literarisch zum Ausdruck. Jugend — Kinder: sind sie aus seinen Werken wegzudenken? Sind sie nicht am besten gestaltet? In diesem Kapitel ist es zu früh, auf die Schlingel und Mädchen von Lachweiler oder aus Umbrien, ihre kleinen Heldentaten, ihre Geltungskämpfe oder ihre Erlebnisse bei den „Großen" (z. B. IV Kap. 10 und VIII 89/90) einzugehen. Federer hat unter ihnen gelebt, war auch einer von ihnen, wenn sein Atem reichte. Er hat dieses Geschenk seines Lebens auch gewürdigt: „Selig der Mann, der im Dorf aufgewachsen ist". Die Kinder der Stadt tragen „ein viel kleineres, gemütloseres, minder solides Bündel von Jugenderinnerungen durchs Leben" (VIII a 168, siehe auch XXXVIII h S. 18/9). Und Federer, dieser Dorfjunge, hat einen schweren Koffer mitgeschleift, hat ihn sorglich gehütet lange Jahre. Als er ihn aber auftat, welcher Duft und welche Dorfheimlichkeit! Wie kostbar und reich! Die meisten seiner Werke sind Blumen von der immergrünen Wiese seiner Jugend. Zwar ist er in der Kindheit an die Stube gebannt, aber die wenigen und gierig aufgenommenen Ein-

drücke hat er durch Träumen ausgesponnen zum buntfarbigsten Teppich. So ist es für den „Alois" ein Ereignis, als er mit seinem Vater einmal „in die Stadt gehen" darf. Dieser Gang in die Stadt steht in Kapitel 4/5 von „Mätteliseppi" und im Nachlaßband „Aus jungen Tagen" als erste Erzählung. Ich verstehe nicht, warum diese überflüssige Erzählung in den Nachlaßband aufgenommen worden ist. Es ist ja nur ein trockenes Aufzählen der Begebenheit. Haben wir in „Mätteliseppi" ein blühendes Gemälde, so wirkt „Aus jungen Tagen" wie eine blasse, schülerhafte Kopie vom Meisterwerk. Ich mutmaße, daß die Erzählung in VIII a der Entwurf für IV war.

Die Armut der Jugend vergißt Federer nicht, als es ihm besser geht. In seinen Romanen zeigt sich daher viel soziales Empfinden. Die anerzogene Sparsamkeit, das Haushalten der Jugend überträgt sich auf sein Schaffen: arbeiten in die Schublade und das gründliche Ueberdenken und Feilen.

Das Vatererlebnis der Jugend prägt sich ihm tief ein. Ich meine nicht nur „Mätteliseppi" und „Am Fenster", sondern denke z. B. an Simon Quicker in „Spitsbube über Spitzbube", der väterliche Züge aufweist: Frau und Kinder läßt er geistig darben, wenn auch der Grund dazu ein anderer ist als bei Pauli. — — Als der junge Federer in der Odyssee zum erstenmal die Heimkehrszene las — wie mag sich da sein Herz zusammengekrampft haben, als er an seinen Vater dachte und dessen nächtliches Auftauchen. Das hat sich so tief in ihm eingegraben, daß sein erster Roman überquillt von Vatersehnsucht, sowohl in Manuß und Mang — und sie beide auf dem Absom die Heimkehrszene lesen. — — Das Sehnen Federers nach Vatertraulichkeit ist auch eingeschlossen in die Kerkerszene zwischen Vater und Sohn Peretti (X Kap. 3). — — Manche Kleinigkeiten aus der Erinnerung hat der Dichter verwertet. Wenn man in „Am Fenster" S. 37 liest, „ein Vater hatte das Porträt seines verstorbenen kleinen Mädchens zu bekommen gehofft", so denkt man an den gleichen Vorfall in „Mätteliseppi" S. 63/5. Hierher gehört auch die Totenmaske des Bischofs Greith von St. Gallen (in IV 239 und VIII 123). Die beiden Figuren für das Gymnasium, die nie vollendet wurden (IV 295/6) bedrücken den Buben Alois, - und waren für den Kollegischüler Federer ein stetes Mahnzeichen an das unruhige Vaterblut, das in ihm pochte. — — Welche Freude mußte der Erfolg des Vaters anläßlich der Alexiusaufführung bei den Benediktinern in dem Buben auslösen. Und Federer hat nicht versäumt, diesen Lichtblick im Leben seines Vaters in beide Bücher aufzunehmen (IV Kap. 12, VIII S. 125).

Nach gelegentlichen Höhepunkten im Leben des Pauli Spichtiger schien es zunächst, als ob er sich zu Hause heimisch fühlte. Aber das dauerte nie lange. Dann ist der Vater wieder fort.

Die Liebe zu seinem vagabundierenden Vater läßt ihn die Vagabunden in seinen Werken so liebevoll und ausführlich schildern — und ihn selbst durch Umbrien vagabundieren. Vielleicht kommt auch daher seine Liebe zum großen heil. Habenichts, der ja auch eigentlich ein Vagabund Gottes war. Ja, ich gehe noch weiter: daß Federer so viel edle Vagabunden und Banditen schildert und Frauen, die diese lieben, ist das nicht auf den Einfluß von Vater und Mutter zurückzuführen?: Hatte er nicht die Idealgestalt des Vaters, den die Mutter doch immer wieder liebte und nicht vergessen konnte?

Den Einfluß der Mutter spürt man in manchem Werk. Die Frauen sind viel willensstärker und tatkräftiger als die Männer geschildert. Ich denke nur an Regina Lob. Sind in ihrem Wesen als Gattin und Mutter nicht viele Züge Verenas zu erkennen? — — Ich wies in der Biographie auf der Mutter heilbringenden Ausgleich gegen die unheilvollen Einflüsse des Vaters schon hin! Wie sehr hat Federer diese gute Mutter geliebt —!

„Jungfer Therese" und „Papst und Kaiser im Dorf" sind die Erzählungen, die unmittelbar aus dem Erlebnis der Kaplanszeit geschöpft sind. Zu „Jungfer Therese" schrieb Federer: „Wieviel vom Eigenen und Erlebten konnte ich da reden lassen. Wie mancher heiße und helle Pastoraltag aus meiner Vergangenheit, wie manches liebe Nachbargesicht und unvergessene Stündlein ist da wieder erwacht! Du brauchst mir nicht zu glauben, wenn ich behaupte, daß kein Haar und Rümpflein in dieser Menschenzeichnung erfunden, daß jedes Wort und jeder Schritt der Wirklichkeit entnommen ist" (XXXVIII b 35/6). Man glaubt es dem Dichter, hat doch der Johannes Keng viel vom Kaplan Federer. Ist der Carolus Bischof halb der zum Pfarrer avancierte Kaplan und halb Karl Bischofberger? Was ist in ihm Dichtung und was Wahrheit? — — In beiden Büchern ist ein Amtmann Gegenspieler (in III allerdings weniger, am stärksten nur in der Schulratssitzung). Und die vertrackte Beichtstuhlfrage wird auch schon in „Mätteliseppi" (S. 279) gestreift.

Wie zu „Jungfrau Therese" hat Federer auch zu „Papst und Kaiser im Dorf" ein Begleitwort geschrieben im „Grotes Weihnachtsalmanach 1924" S. 10 12: „Ein bewegtes Jahr im Dorfe Lustigern". Er gibt zu, daß Erlebtes verwertet ist, weist aber darauf hin, daß er damit frei geschaltet hat. — — Das Erlebnis des Kaplans fand auch (um es zu erwähnen) seinen Niederschlag in den Besuchen in der Bischofsresidenz[30]) (III Kap. 1, 29; VII Kap. 11) und in den schon S. 17/18 dieser Arbeit erwähnten Seelsorgserlebnissen.

[30]) Die Möglichkeit einer solchen Szene will ich nicht entscheiden: . . . „lächelnd streichelte der Bischof das rauhe, schwarze Kraushaar Carls" . . . (VII 203).

Aber nicht nur bei Geistlichen bemerkt man Wesenszüge Federers. Der Heinz in I erinnert in seiner (leider oft knechtischen) Dienstbereitschaft und Bescheidenheit und seinen Plänen manchmal an Federer. Allerdings scheint es auch zuweilen, als ob Federer sich dabei selbst glossiert. — — Der Arzt in „Regina Lob" hat besonders in seinen Studenten- und ersten Mannesjahren echte Züge Federers.

Die Reiselust war Federer als ein Erbteil vom Vater überkommen. Sie ließ ihn, so oft sein Atem ausreichte, in die Fremde ziehen. Und auf diesen Reisen, die nicht den breiten Weg des Publikums einschlugen, sondern abseitige Straßen aufsuchten, hat Federer viel erlebt, was in seinen Werken wieder lebendig geworden ist. Er hat es erfahren auf einsamer Landstraße im Schwatz mit zufällig getroffenen Wandergenossen, in Wirtshäusern entlegener Abruzzendörfer und an den Dorfbrunnen, wenn ein feierlicher Sommerabend Herz und Mund der Leute öffnete (siehe besonders XVIII 288, 290, 293, 307/8). Betrachtet man die reiche Ausbeute der Italiennovellen, so ist fast jede irgendwie erlebnisbestimmt. Federer hat die Fabel aufgefangen und das Gold der Erzählung in seiner Dichterwerkstatt umgearbeitet zu kostbaren Meisterwerken[31]). In: „Letzte Stündlein des Papstes" d S. 62 hat er einmal eine solche Szene beschrieben: „Das muß man gesehen haben, wie alt und jung aufhorcht und weder hustet, noch die Nase putzt, solange das Wort klingt. Nur die kleinen Kinder schlafen zwischen den Knien der Jünglinge oder in den Schürzen der Frauen ein. Und wie alle Hörer erleben, was auf den dürren Plauderlippen des Hausierers geboren wird! Ihre Füße zittern, ihre Holzschuhe klappern, ihre großen Ohrringe klimpern, wenn dem Helden ein Wagnis gelingt, wenn zwei schöne Menschen sich küssen, wenn eine alte, müde Frau ihren Sohn nach langer Soldatenzeit im gefährlichen Aethiopien schon am Schritt vor dem Haus erkennt! Aber fast immer wird die Erzählung zuletzt traurig, so daß man totenstill verharrt. Und auch Marcote, zu allem Dichten noch ein Schauspieler, schweigt am Schlusse eine lange, sehr schwere und drükkende Pause lang und trinkt ernst sein Glas aus. Dann plötzlich schmeißt er eine lustige Frage in das große Loch der Schwermut, das er da geöffnet hat. Und sieh, alle Gesichter erheitern sich, und alle Hälse recken sich frisch."

[31]) Siehe auch X 5/6, XI 78—80, XI a, b, c, e; XIII; XIV a; XV b, e; XVIII a, b, e, f; XIX a, b, c, f; XXV; XXXVI 164 Studiengedanken zu XIa; XXXVI 173.

III. Kapitel:

Inhalt der Erzählungen.

1) Stoffgebiete.

B. Geschichte.

Federers Hauptinteressengebiet war Geschichte, und in ihr wieder Kirchengeschichte.

Die Vorliebe, ja sogar Leidenschaft für die Historie hatte ihm der Vater eingepflanzt (II. 59 und XXXVIII a 25/6). So nimmt es nicht wunder, daß sein erstes Gedicht als Bub ein Thema aus der Geschichte behandelt, und daß seine Knabenlieblingsgestalt seine Historienfreude mitbekommen hat. Wie belesen ist dieser Mang in der Odyssee (zur Odyssee siehe auch XIX f, S. 251). Den Bauernkrieg findet er an ihr gemessen interessanter, schöner (I 257), selbst der trockene Zahlenmensch Manuß, der sich das Beste für Mang ausdenkt, kommt auf: Geschichtsschreiber (I 198). — — Landammann Horat schenkt dem Alois 12 Bände Weltgeschichte von Schlosser (IV 240), und nun wissen wir, woher dieser Bub seine Geschichtskenntnisse hat!

Geschichte ist für Federer der Stoff, aus dem er die Menschen seiner Träume formt. Geschichte ist ihm das Gewand, mit dem er seine Ideale umkleidet, damit sie menschlich erscheinen. Sie ist für ihn Mittel zum Zweck der Formung, Gestaltung — Vermenschlichung.

Federer verfügte über ein großes historisches Wissen, ohne jedoch daraus den Prunkteppich eines großen historischen Romans zu weben. Dieses Wissen ist an manchen Stellen seiner Novellen (besonders in den italienischen) sichtbar, aber nirgends so, daß er mit seinem Wissen prahlt. Selbst bei seiner einzigen größeren Erzählung, in der die Historie die Kette des Gewebes bildet (V), sind so sehr seine Ideale in den Fadenschlag eingewoben, daß kein „historischer Roman" entstanden ist.

Die Halle der großen Politik wird geflissentlich gemieden, dafür werden die Kammern der Kulturgeschichte um so lieber aufgesucht (z. B. in V, X, XVI). Sieht er das Vaterland in der Geschichte, so betrachtet er es nicht im engen Nationalismus. Wenn er sich für sein Vaterland begeistert, so ist ihm Vaterlandsgefühl „durch menschlichen Edelsinn berechtigte Treue ans angestammte Wesen" (Keckeis).

Bei der Auswahl der Themen überschätzt sich Federer nicht. Er schildert nur Stoffe und Menschen anderer Kulturen, wenn sie ihm wesensverwandt sind[32]). So hat er in Italien Umbrien gefunden, in dem er sich heimisch fühlte; so knüpfte er von hier aus Fäden zur Papstgeschichte; so flog seine Fabel zur grünen Insel, weil dieses freiheitsliebende Volk es ihm angetan hatte (XII).

[32]) Ed. Korrodi, „Gral", 3. Jg., 1909, S. 497.

Und diese Eigenart seiner Geschichtsfiguren soll besonders hervorgehoben werden: sie kämpfen meist für Freiheit, und keine dieser Hauptgestalten ist knechtisch!

Man fragt sich mit Recht, warum hat Federer nicht ein Gebiet der italienischen Historie zum Vorwurf für einen Roman genommen, warum bescherte er uns nur die „Reisegeschichtlein"? Weil er nicht verwachsen genug war? Wohl kaum. Er kannte die italienische Geschichte, die ja im Mittelalter Papstgeschichte ist, zu gut und die italienische Seele hat er doch so fein gedeutet und geschildert (XIV d, XVIII f, XXXIV). Aber trotz aller Verbundenheit fühlte er sich dort nur als Gast: daher Reisegeschichtlein, während er in der Schweiz mit jeder Faser seines Ichs wurzelte.

„Ein Historiker kann sich trocken und nüchtern geben wie altes Papier, aber der Text darinnen ist oft der leidenschaftlichste." So sagt Federer von Eusebius Nuß am Grabe des Carolus Bischof (VII 564). Kann man auch seine Geschichtserzählungen besser charakterisieren? Die Titel nüchtern, aber der Text —!

90 Jahre wurde Eusebius Nuß alt. „Man lebt gesund unter Mutter Historia" (VII 565). Hat diese so sorgende Mutter auch ihrem treuen Sohn Federer deswegen so lange immer wieder genug Luft zum Schnaufen gegeben, weil er ihr so treu ergeben war?

Die große deutsche Geschichte wird in seinen Werken kaum berührt[33]). Einmal tauchen die Goten auf (XV g 82), und dann schaut er in einer Vision einen Zug durch die Campagna und in ihm einen sterbenden Germanen (XVII 87).

Jahrhunderte werden übergangen. Bei Eusebius Nuß tagt eine Historikerkonferenz (VII 353 ff.). Schweizerisch ist das Thema: Notker Balbius' Geburtsstätte. Und in der Schneenacht draußen am Notkersrain erzählt ein einfacher Zimmermann Notkers Leben (VII 367 ff.).

Die Schweiz zur Zeit des Bruderklaus, die Kämpfe in ihr und das Werben europäischer Mächte um sie wird in „Spitzbube über Spitzbube, „Der Fürchtemacher" und XVII c lebendig. Wieviel Intriguen spinnt in Mailand der Sforza und der Erzherzog Sigismund in Innsbruck. Wie bluten in aller Welt Schweizer! Man erfährt davon durch Klebli, der seine Erlebnisse vom „Reislaufen" erzählt (V Kap. 6 S. 151 ff.). Aber alles Ueberschäumen der Schweiz dämpft der Bruderklaus, und alle laute Politik wird still in der Ranftklause der Melchaaschlucht.

In Italien fesselt Federer weniger die klirrende Historie als die samtene Sage. Wie er die Sagen aufstöberte und empfing,

[33]) Geplant war ein Roman aus der Hohenstaufenzeit.

ist schon erwähnt (Seite 30)[34]). Ueber diese Sagen, ihren Wert, hat er ein besonderes Kapitel geschrieben, in dem er darlegt, wie die Sagen entstanden sind, und wieviel Geschichte in ihnen lebt (XVIII 293—309). Die Reisegeschichtlein sind wie Landstraßen, die man auf Reisen geht. Sorglos und sich dem Zufall überlassend wandert man mit Federer. In diese Wandergeschichten und Reisebeschreibungen sind kunstgeschichtliche, kulturhistorische Betrachtungen und persönliche Erlebnisse verwoben.

Von Michelangelo gibt schon in „Durchs heißeste Italien" (S. 310–312 „Marmor") mit wenigen Strichen ein prächtiges Portrait. Der Mensch Michelangelo wird uns nahe gebracht in der Erzählung, die den kennzeichnenden Titel hat: „Einer, der Steine sucht und Menschen findet" (XIX d S. 127—189). Ebenso wenig wie in Michelangelo in dieser Novelle der Künstler gezeichnet werden sollte, ist auch in der Erzählung „Dante" der Dichter die Hauptsache. Der Mensch steht auch hier im Vordergrund (XVIII d). Wie fein die Figur Savonarolas beurteilt (XXXIV, S. 312 ff., S. 349 ff.), und in die Geschichte Bernadinos eingeflochten wird (XIV 73), — das konnte nur einer, der in der Weltgeschichte nicht wandert „wie ein gewöhnlicher Musterreisender, sondern wie ein Großhändler[35]) mit gewaltigem Umsatz" (XII 46).

Wenn auch die Sagen Umbriens in großer Zahl in Federers Werk eingegangen sind[36]), so lag sein Hauptinteresse in der Geschichte Italiens bei der Papstgeschichte.

Ein Führer durch die Papstgeschichte war ihm in späteren Jahren die monumentale „Geschichte der Päpste" von L. v. Pastor[37]). Dabei hat er sich nicht blind und willenlos führen lassen, sondern selbst geforscht, soweit es ihm möglich war[38]).

Von den Päpsten hat ihn die Gestalt Sixtus V. am meisten angezogen („Ich lechze nach dem Pastorschen" — Kritiker 12, S. 18 oben). Sie hat er in seinem schönsten Büchlein plastisch vor uns hingestellt (X). Aber dieses wundervolle Werk hätte

[34]) XVIII e und XVIII c künden sich an in „Orvieto" (XXXVI, 7. Kap., 170/3) und „Das zweifache Wunder von Orvieto" (XXXVI, 8. Kap., S. 173/6). Wie einfach wird hier die Fabel erzählt. — — Ob das Raffaelbild „Das Wunder von Bolsena" auf die Ausgestaltung und den Titel der Sage bei Federer einen Einfluß gehabt hat? Ich möchte es annehmen.

[35]) Um einen kleinen Begriff von Federers Großhändlertum in der Geschichte zu bekommen, lese man: Kritiker 13.

[36]) XI d, e; XV d; XVIII a, b, c, d; XIX b, c, d, e.

[37]) Pastors Papstgeschichte ist auch in seinen Romanen erwähnt: Joh. Keng will sie kaufen (III 216), und Carolus Bischof weiß seinen Kaplan „über Pastors neuen Band" (VII 228). — — Will man die Begeisterung verspüren, die Federer für dieses Werk hegte, so lese man Kritiker 13. Diese Broschüre enthält sämtliche Aufsätze Federers zu Pastors Papstgeschichte. Eine Würdigung des Dichters geht voraus. Man vermißt den Hinweis, daß die Aufsätze vorher in der „Kölnischen Volkszeitung" erschienen sind.

[38]) Seine Urteile oft in XXXIV und Kritiker 13, S. 18 über Savonarola.

Federer uns nicht schenken können, wenn er nicht die damalige Zeit so souverain beherrscht hätte. Und daß er die Figur des Sixtus historisch richtig gesehen hat, bestätigte ihm v. Pastor durch eine Postkarte[39]), und der Forscher ehrte den Künstler (und seinen Kritiker) dadurch, daß er ihm den X. (Sixtus-) Band seiner Papstgeschichte widmete.

Schon in „Wanderungen durch Umbrien" Kap. 5 klingt das Thema von XI a an. Es ist das Sterbestündlein des großen Innocenz. Die Todesursache war so geringfügig: er habe „eine Orange zur Unzeit" (XXXVI S. 165 und XI 5) gegessen. Nur stimmt das Todesdatum nicht. In XXXVI heißt die Kapitelüberschrift: „Der 16. Juli 1216" und nach XI a S. 5 ist es der „heiße 16. Juni 1216" gewesen. Wie glücklich ist der große Innocenz, daß er in den Armen des Bettlers Franz sterben kann! Und abends verkündet Franz seinen Brüdern den Tod und schließt seinen Bericht: „Betet also für die arme Seele des — — neuen Papstes!" Diesen wirkungsvollen und überraschenden Schluß konnte nur intime Geschichtskenntnis eingeben. Wieviele, die ihn lesen, müssen erst die Kirchengeschichte zu Rate ziehen, um ihn ganz verstehen zu können?!

In der Stadt Aquila stieß Federer auf das Andenken des Papstes wider Willen: Coelestin, der so gern der Einsiedler Petrus Morone geblieben wäre. „Die Tragödie eines Papstes" nennt Federer im Untertitel die Erzählung, die die immer wiederholte Bitte des Morone als Ueberschrift hat: „Gebt mir meine Wildnis wieder" (XV a). Hier sehen wir nicht die Papstgewalt und -herrlichkeit eines Sixtus, sondern fühlen mit diesem einfachen Eremiten, der den Intriguen seiner verwickelten Zeit nicht gewachsen war.

Am Bette des todkranken Friedel, als Alois wieder mit seiner Fabulierlust in der Weltgeschichte herumspaziert, taucht auch die Geschichte des Tarcisius auf (IV 530). Die Welt des Frühchristentums und die Gestalt des tapferen Knaben Tarcisius hat Federer in seinem Tarcisiusbüchlein geschildert (XIII). Kl. Löffler[40]) weist Federer hier eine kleine dichterische Freiheit nach. Der Knabe heißt eigentlich Tarsitius (Petrus de Natalibus, Cataloges sanctorum 7, 66), war Akolyt und starb am 15. 8. 257 n. Chr. unter den Kaisern Valerian und Gallienus. Der Dichter ändert den Namen und legt die Begebenheit in die Zeit des Diokletian (284 bis 305 n. Chr.).

Die Darstellung des geschichtlichen Stoffes soll geschlossen werden mit dem Hinweis auf die Person Jesu. Es ist zwar die Gestalt des Herrn als geschichtliche Person nicht in das Werk einbezogen. Als Mang mit Walter und Irmeli auf dem Wege zur Alp ist, kommt er aus der Grachenschilderung auf den Herrn

[39]) Oser, S. 89.
[40]) Im „Westfälischen Merkur", 20. III. 1916, Nr. 666.

Jesus. Von seiner phantasievollen Schilderung der Person (I 357) kommt Mang auf die Tätigkeit. „Fast nur vom Volk" hat der Herr Jesus geredet, und seine größte Aufgabe sah er darin, dem Volke zu helfen (I 362). — Doch damit berühren wir die soziale Frage.

Das Stoffgebiet des Erlebten und der Geschichte wird erfüllt von Problemen.

Die Darstellung der Probleme in Federers Werk erfolgt im nächsten Kapitel.

III. Inhalt der Erzählungen.

2. Probleme.

Einleitung.

Die leichte Erzählungsweise und die humorgewürzte Darstellung, die Federers Werke zu einer angenehmen Lektüre machen, haben wohl zu der Ansicht verführt, daß die Erzählungen nicht problembeschwert seien.

Gewiß hat sich Federer selten (I und II) ein Problem ausgewählt und dieses mit dem Rankenwerk seiner Erzählung umgeben. Er plauderte zunächst. Aber beim Plaudern flossen in seine Erzählungen ganz selbstverständlich auch seine Ansichten. Sie treten an manchen Stellen ganz deutlich hervor.

Bedarf es überhaupt eines Hinweises, daß Federer (wie jeder Mensch) seine ganz bestimmte religiöse Fundierung (im weitesten Sinn genommen) hatte, auf die sich seine ethischen Anschauungen aufbauen? Wird nicht jeder von uns durch seine Stellung zu den Mitmenschen zur klaren Entscheidung in der sozialen Frage gedrängt? Und entwickelt sich aus der völkischen Struktur: Nation nicht auch der Fragenkomplex Politik?

So folgert auch für diese Arbeit ein klares Herausstellen der religiösen, ethischen, sozialen und politischen Probleme.

III 2a) Das religiöse Problem.

Die religiöse Frage ist für Federer nicht auch eine Betrachtungsweise, sondern der Kern seines Wesens und Schaffens.

Vom wirklichen Leben sprechen heißt für ihn, religiöse (aber auch ethische und soziale) Fragen aufwerfen. Seine Kunst ist tief religiös, katholisch mit ganzer Seele. Gerade sein Katholizismus macht ihn zu dem, was er ist. Carl Busse allerdings meint, daß die reine Schweizerluft zu sehr von Weihrauch durchzogen würde. Auch er hat scheinbar Angst vor der „letzten Konsequenz des Geistes, der im Mätteliseppi lebt", und deswegen will er „das Seppi hochachtungsvoll die Treppe hinunterwerfen"[41]). Andere Kritiker (katholische) haben Federer wieder vorgeworfen, daß der Katholizismus nicht in allen Werken merkbar sei.

[41]) Velh. u. Klas. Monatshefte, 31. Jg., Heft 5.

Federer ist positiver Katholik. Er steht zur Kirche, was aus seiner Stellungnahme zu Wittig allein schon hervorgeht (XXXIII 12). Dies betone ich deswegen, weil man in „Jungfer Therese" modernistische Strömungen wahrnehmen wollte. Jn „Jungfer Therese" stehen sich wohl zwei Bestrebungen gegenüber: die eine reformlustig und etwas weltfern, die andere gesund und bewußt und starr im Dogmatischen wurzelnd. Die Reformgedanken unterliegen, teils, weil sie ungesund und innerlich verkehrt, teils, weil die Vertreter dieser Reformen selbst sehr reformbedürftig sind. Die Beziehungen zwischen Kirche und Kultur sind viel zu weitgehend, als daß sie durch diese Personen geklärt werden könnten. In der Marthapredigt hat sich ja Johannes Keng wieder zurückgefunden zur richtigen Ansicht über das Verhältnis von Kirche und Kultur. — — Was Federer mit „Jungfer Therese" wollte? Vielleicht nur den gewohnheitsmäßigen Katholizismus wieder ursprünglicher gestalten helfen?! Man sollte mehr den Geist eines Franz von Assisi zeigen! Darauf weisen z. B. die Fragen der Jugenderziehung, des Krankenbesuches, der Volksandacht (u. a. Gebetbuchreform) hin. Es sei aber festgestellt, daß diese Fragen wohl aufgeworfen, aber für sie keine Lösungen aufgezeigt werden. — — „Papst und Kaiser im Dorf" ist besonders deswegen eine katholische Erzählung, weil Probleme des katholischen Lebens behandelt und auch im Sinne katholischer Weltanschauung gelöst werden.

An wenigen Beispielen soll nun spezifisch Katholisches in Federers Werken aufgezeigt werden.

An tiefste Geheimnisse der katholischen Religion führt uns Federer durch die Gedanken des Aldo Aldi. Wie grübelt er nach der heiligen Wandlung über das Wesen der heiligen Hostie: und das Wunder von Bolsena zwingt auch uns, wie den Jünger der Alchemie, in die Knie (XVIII 224).

Die tiefe und schlichte Religiosität des Volkes hat Federer an Beispielen uns gezeigt. Wie schildert er das Rosenkranzgebet (VII 189 und VIII a 39) und seine Wirkung (IV 73/4). Welche Erquickung ist dem alten Balz das schlichte, aber so tiefe Vaterunser (III 239/242). Eine Webstube mit einem solchen Mätteliseppi wird wohl außer in Sachseln sonstwo vergeblich gesucht werden können. Aber wieviele Pfarrhelfer erteilen im ganzen Erdenrund Katechismusunterricht (VIII 268 ff.)? Das Erlebnis der ersten Beichte in der Sakristei darf hier nicht fehlen (VIII a 55 ff.), ebenso wenig wie die Maiandacht und, was Federer über Ignatius, den Frühmesser, und über Kirchenmusik sagt (VIII a 40 ff.). Wieviel religiöser Ernst spricht aus dem Gespräch, das Gerold mit seinem Bruder, dem Lehrer, hat, als er nicht mehr Theologie weiterstudieren kann und will (VIII 160 ff.). — — Auch in Italien erlebt Federer manchen Beweis echten Glaubens. Ich erinnere nur

an das Erlebnis in Santissima Trinità: die halbgelähmte Witwe ist nicht böse, daß ein Rivale für das Wunder da ist — sie betet sogar für den kranken Jüngling, damit ihm geholfen werde (XV e). Die Italiennovellen zeigen uns aber auch (ebenso wie XXXIV), daß Federer nicht Auswüchse und Aeußerlichkeiten der Glaubensbetätigung übersieht. Er verteilt auch hier wahrheitsgemäß Licht und Schatten gerecht.

Wenn Federer aus seiner innersten Ueberzeugung als katholischer Priester auch in seinen Werken seine Weltanschauung nicht verleugnet, so zeigt sich seine tiefe Katholizität in der hohen Achtung vor der Weltanschauung anderer, die alle seine Bücher durchzieht.

Federer ist gegen jede konfessionelle Engherzigkeit, will aber trotzdem keine Vermischung der Konfessionen. Als Katholik ist er Andersgläubigen gegenüber für größte Duldsamkeit und Achtung des anderen Standpunktes. Der innere Wert eines Menschen ist nicht abhängig von seiner „Konfession". Nur so ist zu verstehen, wenn er von seiner katholisch gewordenen Mutter sagt: „Im Grunde war meine Mutter viel eher protestantisch, als mein Vater katholisch gewesen" (VIII 18 und VII a 66). Verstehende Worte findet er, als er an einen Besuch einer protestantischen Kirche in seiner Jugend und an seine protestantischen Verwandten denkt (VIII a 67 ff).

Im Zuge erzählt der Pfarrer eine Episode aus dem Glaubenskampf in der Schweiz: Die Geschichte des Scheidebaches (175 ff.)[42]). Wie fein abgewogen ist da das Urteil über beide Parteien. — — Ueber allen konfessionellen Unterschied hinweg verknüpfen der protestantische und katholische Pfarrer auf der Kilbi ihre Predigt. Die beiden Gemeinden stehen nicht weit voneinander entfernt, so daß sich die Prediger hören können. Der eine nimmt die Worte des anderen auf und spinnt sie weiter aus (I 493 ff.).

Als Katholik konnte Federer in die Zeit der Urschweiz zurückgreifen und die Gestalt des Nikolaus von Flüe dichterisch gestalten. Das religiöse Erlebnis befähigte ihn, in diesen Bruderklausbüchern bestes zu geben. Die Gedanken des Bruderklaus über einen Besuch der Gottesmutter können nur aus einem tiefreligiösen, ja nur katholischen, Herzen kommen (XVII a S. 2/5).

Im Zusammenhang mit dem religiösen Problem soll noch eben dies gestreift werden:

Federer hat durch seine Klausbücher und sein übriges Werk das katholische Element in die offiziell anerkannte Schweizer Dichtung getragen.

---

42) Den Landgemeindepsalm: „Alles Leben strömt aus Dir" hört Federer 1906 in Florenz auf der Piazza Vittorio Emanuele von der Platzkapelle spielen. Er bezeichnet ihn da als „die Ode einer christlichen Demokratie" (XXXIV 392 im Kapitel: „Der Schweizerjodel in Florenz").

Zwar hatte er schon einen Vorgänger, über den Herm. Herz ausführlich berichtet[43]). Es ist Xaver Herzog, Pfarrer in Ballwil[44]). Dieser schrieb 1862 eine Erzählung: „Fridolin, ein Vikar", in dem die Haushälterinnen auch eine große Rolle spielen. Federer ist aber nicht bei Herzog in die Lehre gegangen, wenn auch manche Beziehungen zwischen beiden vorhanden sind. Gemeinsam haben sie die Enge des ländlichen Schauplatzes, einen gewissen Humor, einige Uebertreibungen, die Gegenüberstellung Mariä-Beschaulichkeit und Martha-Geschäftigkeit (in „Pfarrer Isidor"). Beide sind Kenner der Bauernpsyche. — — Federer ist in seinen „Priesterromanen" mehr Erzähler als Reformator. Herzog wollte mit seinen Erzählungen den Geistlichen seiner Zeit einen Spiegel vorhalten und sie auf soziale und kirchenpolitische Mißstände aufmerksam machen. „Fridolin" ist geradezu „ein Pastoral im Gewand einer Erzählung" (Herz). Herzog übertreibt manches, weil er als Melancholiker oft zu schwarz zieht und, um von vornherein abschreckend zu wirken. Er hat aber nie als Nörgler geschrieben, ebenso wenig wie Federer, sondern von Herzen, mit Liebe, während man z. B. bei Fogazzora („Il Santo") den Gedanken, daß etwas für einen bestimmten Zweck (polemisch!) konstruiert und die Handlung gepreßt ist, nicht los wird. Herzog hat wie Gotthelf treffliche Vergleiche (wie auch eher Ballwil und Lützelflüh literarische Schwesterdörfer sind als Ballwil und Lachweiler) und eine urwüchsige, natürliche Sprache. Bei Herzog gibt es auch schon einen Kampf zwischen „Papst und Kaiser" („Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit den Bauern ergangen"). Auch hier ist der Pfarrer der Hüter der althergebrachten, christlichen Sitte, und die Wirte und Honoratorien sind seine Gegenspieler. Aber es geht um kleine, weltliche Dinge, wo bäuerliche Verschmitztheit gegen den Pfarrherrn, der auch auf seinen Vorteil bedacht ist, nicht unterliegen will.

Auch in der zeitgenössischen Literatur lagen Priesterromane vor. In vielen Werken Achleitners spielt der Priester die Hauptrolle[45]). Ganghofer schrieb einen „Dorfapostel". Richard Voß („Leute von Valdaré" und „Zwei Menschen") sieht den katholischen Priester vom protestantischen Standpunkt falsch, und Frenssen („Hilligenlei" und „Pastor von Poggsee") schildert nur protestantische Pfarrer. Auf Fogazzaro wurde schon hingewiesen. Am ehesten kann Federer mit P. A. Sheehan („Mein neuer Kaplan") verglichen werden. Dieser Irländer aber überragt den Schweizer in „Jungfer Therese" noch: „Es müßte Federers Optimismus, der die Bauern trotz allem von der Sonnenseite sieht, und seine künstlerische Besonnenheit mit dem Herzogschen Realismus . . . eine

[43]) Siehe „Literatur über Federer": „„Seelsorgserzählungen".
[44]) Neuausgabe seiner Werke von Ign. Kronenberg bei Räber u. Cie., Luzern.
[45]) „Gregorius Sturmfried", „Eiskaplan", „Lawinenpfarrer", „Jagdbischof".

Verbindung eingehen, dann würde der deutsche Seelsorgerroman geschaffen, der selbst einen . . . Sheehan . . . in Schatten stellte" (Herz).

Nun muß ja allerdings einschränkend gesagt werden, daß Federers „Jungfer Therese" und „Papst und Kaiser im Dorf" keine eigentlichen Priesterromane sind, da die Hauptrollen auch in anderen Händen liegen. Man kennzeichnet sie besser, wenn man sagt, daß in ihnen auch das Problem des Berufes des katholischen Priesters behandelt wird.

Die Gegenüberstellung der Priesterromane zeigt ein neues Problem, das zwar eng verknüpft mit dem religiösen — — aber wohl davon zu scheiden ist: Federers Auffassung vom Priestertum.

Wenn man zunächst ihn selbst als Priester betrachtet, welche hohe Auffassung hat er von seinem Stande, und wie sehr bedauert er es, nicht mehr praktisch in der Seelsorge tätig sein zu können. Aber er ist ja auch in seinen Werken Tröster und Helfer genug, so daß er auf diese Weise seine seelsorgerische Mission erfüllen kann. — — Auch als Privatgeistlicher hat Federer seine höchste Macht und Würde, so oft es ging, ausgeübt: das heilige Meßopfer darzubringen. Er hat selbst päpstliche Dispens eingeholt, weil er es einfach körperlich nicht durchführen konnte, nüchtern zu bleiben vor dem Opfer, damit er diese schönste priesterliche Funktion ausüben konnte.

Ueberblickt man die lange Reihe der Priester in seinen Romanen, ist da einer, der irgendwie seinem Stande Unehre macht? Priester sind Menschen. Daß Federer sie in ihrem Irren, das aber aus reinsten Motiven kommt, darstellt — — zeigt er uns sie da nicht als eiferdurchglühte Seelsorger, die nur das Beste für ihre Pfarrkinder wollen? Zeigen sie nicht alle — und jeder besonders — welch hohes Berufsethos sie haben?

Doch das greift schon über zum nächsten Punkt:

III 2 b, Ethische Probleme.

Gläubigkeit dem Leben gegenüber und die Gewißheit, daß diesem Dasein Sinn und Zweck auch durch die Ethik gegeben sind, — daß allem Schlechten gegenüber doch immer die Liebe siegt, — — das sind Auffassungen, die aus Federers Werk zu lesen sind.

Wenn auch Irrungen behandelt werden, so wird nie aus Freude am Fehlen, aus der Lust der Verlockung der Sünde, sondern mit ehrlichem, sachlichem Ernst geredet, der zur Wiedergabe dieser Situationen nötig ist. Die Verfehlungen sind nicht Einzelfälle, sondern das ist im Leben „schon oft vorgekommen und wird noch vielmals vorkommen, mit anderen Trägern und Einzelheiten, leiser oder wilder, gewiß! — aber auch immer in der ehernen Gesetz-

mäßigkeit, daß jedes Fehlen irgendwie seine heilende oder tötende Korrektur findet" (Vorrede zu I im Aar).

Das ethische Problem der Lüge ist einmal vom kleinen Standpunkt des gestohlenen Fünffränklers behandelt (IX b) und im anderen Fall im Rahmen des Problems der doppelten Moral gesehen: Darf die Staatslenkung mit anderen moralischen Begriffen arbeiten als der Privatmann (in V)?

Eng verknüpft ist damit das ethische Problem des Eigentums. Ebenso wenig wie man sich durch die geistige Macht der Lüge Vorteile verschaffen darf, darf man durch die Verbindung von Pfiffigkeit und Körperkraft rauben und plündern, wie die biederen Paritonder, die es ja wohl mehr aus Not als Lust am Abenteuer tun und sich schließlich nichts mehr dabei denken (X). Dem Alois brennt der schlau stibitzte „König von Belgien" lange genug in der Tasche und er findet erst Ruhe, bis er der Mutter alles eingestanden. — Daß sich Federer immer zum geraden, winkellosen, aufrichtigen Tun entscheidet, braucht wohl nicht besonders betont zu werden!

Liebe, Ehe, Keuschheit: diese heiligen Geheimnisse des Menschen sind behandelt, aufgezeigt, berührt — aber mit einem so feinen Takt, mit einem so echten, reinen Menschentum und einer so innerlich ergriffenen Scheu — wie man sie vor jedem heiligen Geheimnis haben muß. (Man lese, wie Marx sich Agnes gegenüber in der Hütte verhält, II 105/6).

Die Liebe zwischen zwei Menschen ist in „Papst und Kaiser im Dorf" (Sigi und Mili, Heli und Lorli) fein geschildert, wie es anhebt, bänglich schwillt, sich ängstigt und nie die richtigen Worte finden kann. Das ist keine stümperhafte „Liebe auf den ersten Blick" und kein fanfarenhaftes In-die-Arme-fliegen, sondern überall summt die wahre und echte Melodie des Volksliedes: „Kein Feuer, kein Kohle — — —".

Federer schildert gern die Liebe zweier junger Menschen, In IX c erzählt er die Geschichte einer Liebe, erfüllt mit der Heiterkeit eines Holzschnittes von Ludwig Richter. Aber in XVIII a klingen dunkle Glocken. Es zwitschert erst so vogelselig hinter den Gefängnisgittern: die Liebe zwischen Rufa und Alonz Brigone aus Nursia[16]). Am Schlusse schaukelt eine Wiege, blitzt ein Beil — und stehen zwei Särge. — — — Von stolzer Liebe ist berichtet in XI e: Sibilla Pagni und Taddeo Amente. Das Machtwort der Eltern verhindert das Glück. Ein Schneesturm bläst alle Hindernisse weg, — — und der Gesunde heiratet die Verkrüppelte.

Mit welcher vornehmen Zurückhaltung und dem Gegenstand angemessenen Ernst ist das Problem der vorehelichen Reinheit behandelt. Wie diskret wird es dargestellt in dem Ver-

[16]) Das Thema klingt schon an: X 109.

hältnis zwischen Lorli, Sigi und Johannes in der Stadt (VII Kap. 18 und 20; auch die eben schon erwähnte Szene II 105/6) — — und wie sehr ist es für Federer bei allen seinen Jugendlichen und ihrer Liebe selbstverständlich. Hat sich einer mal vergessen, (Manuß, — geschieht aber nicht im Werk selbst, sondern ist Vorgeschichte zu I), so darf er aber auch nicht scheuen, trotz aller Hindernisse zu sühnen. „Die elterliche Pflicht gegen uneheliche Sprößlinge bindet im Gewissen genau so scharf, wie gegen eheliche, und deren Mißachtung" stellt dar „eine ungeschriebene Weltgeschichte von Kinderweh und sozialen Todsünden" (Vorrede zu I im „Aar"), — wir sehen hier sehr deutlich, wie ein ethisches Problem auswächst zu einem sozialen!

Wie einfach ist doch die Quintessenz der vielverschlungenen Erzählung „Spitzbube über Spitzbube". Heini muß zum Schluß einsehen, daß echte Seelenliebe über tändelnder Liebelei steht. An Eimil wird gezeigt, wie der Mensch trotz allen Strebens doch ein Werkzeug in Gottes Hand ist. Simon Quicker begreift in der Ranft endlich, daß Herzensgold über klingendes Metall geht.

Und an Simon Quicker beweist Federer, wie sehr es auf das Berufsethos als Gatte und Vater im Leben ankommt. Der eigene Vater Federers hat das Künstlertum der einengenden Pflicht als Vater und Erzieher vorgezogen, und Sesto Peretti begreift erst im Kerker, welche Pflichten er bisher seinem Sohn gegenüber versäumt hat. Manuß sucht alles bisher Versäumte in doppeltem Eifer gutzumachen.

Verena Federer hat das Berufsethos der Mutter, Gattin und Hausfrau ebenso vollkommen wie Regina Lob. (Die Frau des Architekten Furrer in IIIa und ebendort Frau Amelia — anders z. B. die Frau des Broller in I.)

Zum guten Familienleben gehört aber auch Geschwisterliebe, und diese muß begleitet sein von Liebe zu den Eltern, damit ein solch trauliches Zusammensein entstehen kann wie im Häuschen der Spichtigerfamilie in Sachseln (auch in I, VI, VII).

Durch Amt und behagliches Auskommen ist keine Liebe garantiert. Liebe ist überall. Liebe ist das Problem des Verkehrs der Menschen untereinander. Nicht nur in der Ehe, in der Familie, sondern auch im Verkehr der Menschen untereinander soll sie geübt werden. Wie hoch steht Siria in der Liebe zu ihrem Schül — wie sehr vergißt sich Carolus Bischof, als er sie beide im Uebereifer so heftig, ja lieblos empfängt (VII 257 ff.). Hat nicht Promotheus recht in seinem Gespräch auf dem Friedhof, daß die Zeit die Menschen nicht alt mache, sondern „die Menschen machen einander alt" — — durch ihre Lieblosigkeit! (IX 58). Wie einfach ist das „Was" in „Regina Lob", aber wie reich das

„Wie". Die Erzählung beginnt mit Mißverstehen und Haß und endigt mit Opfermut und Liebe.

Wenn auch Federer die Moral einer Geschichte gibt, so doch nie auffällig. Sie „ist wohl implizite gegeben, aber sie guckt wie ein Spitzwegisches Taschentuch mit einem Zipfelchen hervor, aber wenn man zupft, schlüpft sie ganz heraus"[47]).

Daß der Reiche dem Armen geben soll von seinem Ueberfluß in echter Nächstenliebe, das schildert Federer besonders im „Mätteliseppi". Was wäre aus der Familie Spichtiger geworden, wenn nicht gute Leute in Sachseln der guten Frau Verena geholfen hätten? Doch hier streifen wir schon wieder ein soziales Problem, dem das nächste Kapitel gehört:

III 2c, Soziale Probleme.

Wäre die Welt voll Liebe, gäbe es da eine soziale Frage?

Die Liebe ist oft verschüttet in der Not des Lebens. Darum mühen sich die Edlen der Welt um eine Lösung des brennenden Problems: Die Synthese zu finden zwischen den Gegensätzen, die alle im Gefolge dieser Zwisten sind. Dabei arbeiten sie stets mit der Gewißheit, daß die Lösung nie herbeigeführt werden kann und in dem Bewußtsein, von sich aus etwas beizutragen, den Gegensatz zu mildern — und erlahmen trotzdem nie am unmöglichen Werk; denn sie stärkt die Liebe! So spricht Federer zu uns aus seinen Werken.

Mit Raabe und Rosegger hat er viel an sozialem Empfinden gemeinsam.

Die sozialen Anschauungen Federers sind nicht doktrinäre Erkenntnis, sondern aus dem Leben geschöpfte Erfahrung.

Als Bub hat er die Not genug am eigenen Leib gespürt (VIII a 139/40). Wie fein empfindet der Alois die unbewußte Zurücksetzung durch die Art, wie der Pfarrer grüßt (IV 300). Das Gespräch der Buben über die Holzmarie und die Bettler und die Begegnung im Walde hat er nicht vergessen können (IX 133 ff.).

Der Bub macht sich Gedanken über die Leute, die des Nachts vor dem Hause vorbeiziehen, und die nach Amerika fahren, wie man sagt. Warum bleiben sie nicht daheim (VIII 105 ff.)?

Die Fahrt mit dem Vater in die Stadt (IV Kap. 5) brachte ihm so viel Neues, was er nicht verstand, ebenso wie das unfreiwillig angehörte Gespräch zwischen Landammann Horat und Mätteliseppi (IV Kap. 10). Aber alles bohrte in ihm weiter, bis aus der dumpfen Ahnung qualvolle Gewißheit wurde.

Am meisten hat auf den jungen Federer das Erlebnis mit dem Nachtwächter Andreas Marxele eingewirkt, und in der Erzählung hat sich der Mann am stärksten über die soziale Frage

[47]) E. Lissauer zu IX b, „Leipz. Tageblatt", 8. II. 1925.

und den sozialen Ausgleich ausgesprochen. Als die Geschichte den Gymnasiasten in ihrem Bann hat, ist er immer auf Seiten der Plebejer. Nicht aus knechtischer Gesinnung heraus, sondern aus Mitgefühl für das Volk (VIII a 130 ff.). Eine Bemerkung scheint mir für den tiefen sozialen Sinn Federers so kennzeichnend, daß ich sie hier anführe (denn sie wird gemacht im Anschluß an ein Erlebnis der Gymnasialzeit): „Ich muß hier beifügen, daß wir erst in der Universitätsstadt den Kellner ohne „Herr" kennen lernten" (IX 74).

Bevor er Priester ist, muß auch er das Betteln des unbemittelten Theologiestudenten und dessen Not durchkosten (VII 160 ff.).

Als er dann Kaplan ist, lernt er die soziale Not der Hausindustrie in Stickerei, Weberei und Strohflechterei selbst kennen. Er sieht dabei häufig die Unzulänglichkeit der Wohn- und Arbeitsräume (Webstuhl und Stickmaschine im Keller!) (III Kap. 4). Von dieser Erfahrung ist viel in „Berge und Menschen" (S. 400 schildert Mang das Stickerelend) und in „Papst und Kaiser im Dorf" übergegangen. Und damit diese Leute auch echte Feierabend- und Sonntagfreude haben und lernen, sich richtig zu erholen, veranstaltet Pfarrer Bischof den „altmodischen Abend" im „Silberfisch" (VII 417 ff.).

Dann kommt die Zeit, da der freie Schriftsteller nach Italien reist. Das Volk Umbriens empfindet instinktiv, daß dieser Priester es versteht. Es ist nicht scheu, zurückhaltend. Wie gut er mit ihm auskommt, erzählt er (XXXVI 168 9). Die soziale Not der umbrischen Kleinstädte hat er bald erkannt (XIV f 53—55) und formuliert sie trefflich als Alphabet der Umbrier (XV 43/4). Was er als Kind ohne tiefere Erkenntnis erlebt, sieht er schmerzlich an sich vorüberziehn: den Zug der Auswanderer nach Amerika (XIV h 76 ff.). Er läßt sich auch durch Kunstwerke nicht blenden und sagt bei der Betrachtung des „wunderbarsten Kirchenbaues" in Italien (Dom von Orvieto): „Da können mir die Wappen und Schilder lange prunken, ich sehe überall nur die große, unverwüstliche Arbeit des Volkes, das hier keine Inschrift bekommen hat" (XXXVI 172).

Habe ich bisher versucht, aus dem Leben des Dichters, so wie für diesen Punkt das Werk es uns bietet, soziale Ansichten und soziale Probleme bei Federer darzustellen, so soll jetzt das Werk zu uns sprechen.

Federers soziale Ansichten spricht in „Berge und Menschen" Mang aus. Er redet vom Volk und seinen Nöten (I 258/9) und entwickelt ein Spezialprogramm (I 623/4). Hier wird auch das Problem, das in „Berge und Menschen" die Grundmelodie ist, berührt: Das soziale Problem des unehelichen Kindes. Mang sagt: „Daß ein Kind ohne Vater und so ehrlich ist und so gut und fest auf den Erdboden abstehen darf als eines mit Vater,

siehst du, das mein ich. . . Und daß eine Frau nicht entehrt ist, wenn sie einmal gefehlt hat. . .“ Der sonst so schweigsame Mang, da er nun einmal redet, schüttet dem Manuß sein ganzes Herz aus und weist noch auf folgende soziale Probleme hin: „. . . Und daß die Armenhäusler nicht weniger sind als die Fabrikanten . . . daß sogar ein Zuchthäusler, wenn er wieder frei ist, sogleich wieder einer unserer Brüder ist, weil er ja gebüßt hat. . . Und daß alle befehlen und alle folgen, und keiner vor dem andern steht, und keiner nimmt oder nur gibt, daß alles verteilt ist. Einfach so, Vater, daß alle Gerechtigkeit ins Land kommt — das!“ Mang-Federer hat sich in Eifer geredet — — Utopie?!! Der Dichter erkennt das auch: „Emil hörte dieser seltsamen Zukunftsmusik nun selber gern zu. Er glaubte nicht an solche Melodien. Aber so geschehe denn nur wenigstens das mögliche davon — —“!!

In „Papst und Kaiser im Dorf“ (S. 277) taucht das Problem des unehelichen Kindes, das doch schuldlos sei und „doppeltes Mitleid ‚doppelte Liebe“ verdiene, wieder auf, als das eben geborene Kind der noch nicht kirchlich getrauten Siria und Schül stirbt.

Man hat wegen des Motivs in „Berge und Menschen“ diesen Roman mit Tolstois „Auferstehung“ verglichen. Das stimmt nicht ganz. Tolstoi behandelt das Problem der unehelichen Mutter, und Federer das Problem des unehelichen Kindes. Bei ihm ist alles um Manussens Kampf um den Sohn gruppiert. Manuß will dem Mang Vater sein. Die Mutter des Mang steht im Hintergrund. Tolstois Fürst Nechljudow will das ganze Elendsleben sühnen und gutmachen, das er der Maslowa durch die Verführung bereitet hat. Das Kind wird gelegentlich erwähnt, kommt aber für die Handlung nicht in Betracht[48]).

Ueber „Pilatus“ hat Federer einmal geschrieben: „Im Pilatus habe ich aus den Erfahrungen einer Jugendkameradschaft den Fluch einer unsozialen Natur für sich und die anderen zu schildern versucht“. Dabei ist die Tragik des Menschenschicksals ausgewachsen zur Tragik eines Menschentyps. Bezeichnend ist für diese Erzählung die Episode mit den Gebrüdern Brunner. Lucian Brunner, der Brückenbauer, spricht in der Alphütte begeistert über das Vermitteln, Verbinden, das geistige Brückenbauen unter den Menschen (II Kap. 23 bes. S. 245). Marx, der durch seinen Starrsinn so unsozial gewesen ist, will sühnen durch die soziale Tat seines Testamentes, in dem er Armenhaus, Spital, Waisen- und Ferienkinder seines Heimatortes bedenkt. Er hatte ja das Beispiel seines herrlichen Pfarrers, der seine ehemaligen Dorf- und Pfarr-

[48]) Rein äußerlich scheint mir der Vergleich beider Werke auch nur im „Gegensatz“ zu bestehen. Federers Werk ist in die freie Gebirgsluft gestellt, während die Stickluft russischer Gefängnisse Tolstois Werk durchzieht.

kinder, die in der sozialen Wüste der Großstadt wohnen, nicht vergißt (II 310). (Und ähnlich wie Marx, verfaßte ja Federer sein Testament — S. 25.)

In „Jungfer Therese" finden wir Klassenunterschiede schon bei den spielenden Kindern: die schlagenden und die geschlagenen (III 79). Deutlicher wird dieser Gegensatz in „Mätteliseppi" zwischen der Dorfjugend reicher und der armer Eltern. „Mätteliseppi" ist überhaupt reich an sozialen Problemen: Das Problem des vagabundierenden Künstlers, die soziale Stellung der „alten Jungfer" (Mätteliseppi), die Ausbildung der begabten armen Kinder nach ihrer Schulzeit und die caritative Tätigkeit des Pfarrers und der Reichen an den Dorfarmen.

Federer zeigt diese Probleme aber nicht nur auf, sondern gibt auch Lösungen: Der vagabundierende Künstler wird sich wohl nie in die menschliche Gesellschaft einordnen lassen. Aber erleichtern wir ihm durch Verstehen die tiefe Not, in die sein Blut und Wesen ihn immer wieder stoßen! Die alte Jungfer laßt nicht versauern und Katzen und Kanarienvögel pflegen, sondern gebt ihr ein ähnliches Betätigungsfeld für die mütterliche Seite ihres Wesens wie das Mätteliseppi in Sachseln sie ausübt.

Nicht „viel Geld" sei entscheidend für die Ausbildung, sondern die Begabung! Darum laßt auch arme Kinder studieren! Nicht umsonst hat Federer seinen Andreas Marxele (IX a) mit solcher Liebe gestaltet: er wird wohl oft gedacht haben, daß normalerweise sein Geschick eigentlich auch in ein „Nachtwächter"- oder Hirtendasein hätte auslaufen können! Aber in dem Dorfe seiner Jugend lebten gute Leute, die teilnahmsvoll das Geschick der vaterlosen Familie Sprichtiger sahen und halfen, wie sie konnten.

In „Papst und Kaiser im Dorf" sind außer den erwähnten Problemen die Sorge des Dr. phil. Eugen Ott für seine Altersheiminsassen zu erwähnen, denen er einen frohen, behaglichen, „rot" verklärten Lebensabend bereiten will (VII 115). Ebenso wird das Problem der Taubstummenfürsorge: Lorli!, angeschnitten. Und wichtig ist noch das Führerproblem des Akademikers, das der Pfarrer in einem ernsten Gespräch mit dem Gastwirtssohn Sigi erörtert: Ist das Volk für den Führer da, oder der Führer für das Volk?! (VII Kap. 8). Hier spricht Federer ernste und für alle, die es angeht, beherzigende Worte (eine Variation dieses Problems ist in etwa auch XII). Dante philosophiert über die Bedeutung des Volkes, das er in seiner „Göttlichen Komödie" vergessen hat zu schildern – und erkennt, daß er ein wichtiges Kapitel ausgelassen hat (XVIII d).

Wir schließen den Kreis der Betrachtung: In „Berge und Menschen" hatte Bert, der erste Ingenieur für den Bau der Absomerbahn, mit dem Volk gefühlt und die Bahn nicht bauen wollen

(I 34). Aber er und das Volk waren machtlos gegen die Aktionäre, die wegen des Verdienstes die Bahn wollten. Der Geldmacht einiger muß sich der Wille des Volkes einer ganzen Landschaft unterwerfen: Die Geschäftsprosa siegt gegen naturverbundenes Hirtentum.

Aus welchen ungeschriebenen Gesetzen heraus geschieht das in der Schweiz, — — wird wegen Religion und Geschäft ein ganzes Volk geknechtet (XII)??

Es sind die grausamen Gesetze der Politik, die nur in dem Boden einer unsozialen, volks- und religionverachtenden Weltanschauung wurzeln können!

III 2 d, Politische Probleme.

An rein politische Romane haben sich die Schweizer Dichter, seit Kellers „Martin Salander" seinem Verfasser diese Wirkung eintrug, nicht mehr gewagt. Auch Federer macht keine Ausnahme.

Er hat wohl in „Unser Herrgott und der Schweizer" einen kleinen Vorstoß in die Tagespolitik gewagt. Doch diese Broschüre, die im Weltkrieg zur Verteidigung der Schweizer Neutralität geschrieben wurde, wiegt nicht so viel, wenn sie auch bei der Beurteilung Federers nicht fehlen darf[49]).

Wenn auch politische Probleme im Werk unseres Dichters nur an wenigen Stellen zu finden sind, so lassen sie doch seine Meinung in wichtigen Fragen klar erkennen. Dabei ist zu bemerken, daß Federer politische Fragen selbstverständlich unter dem Gesichtspunkt der katholischen Moral betrachtet. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß es für Federer keine doppelte Moral: für Staaten und Einzelperson, gibt. Er verkennt auch nicht, daß leider für Politik n i c h t sittliche, sondern wirtschaftliche Erwägungen maßgebend sind (XXIII 23/5).

Betrachten wir das Werk.

In „Patria" bedingt die Eigenart des Stoffes, daß die Erörterung politischer Probleme nicht fehlt (XII Kap. 3 und 4).

In „Papst und Kaiser im Dorf" vermutet man durch den Titel am meisten politische Luft. Das stimmt wohl. Es ist Kommunalpolitik und meistens Kirchenpolitik, die den Anlaß zu den Konflikten gibt. Nur ist das Problem der Machtstellung zwischen geistlicher und weltlicher Macht nicht auf der großen Weltbühne, sondern im Kulissenwinkel eines Toggenburgischen Dorfes gestaltet.

In „Mätteliseppi" sind von allen Werken Federers die politischen Probleme am meisten erörtert. Als Pauli Spichtiger es wieder mal im Dorf, „in . . . dem . . . kleinen Wasser . . ., aber groß genug für einen einzigen Hecht" (IV 232) aushalten kann, da

[49]) Federer las sie im Frühjahr 1915 vor internationalem Publikum im Kursaal von Locarno bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung vor (Oser, 141).

leitartikelt er auch für das „Blättchen". Dabei kämpft er wegen kleinlicher Meinungsverschiedenheiten ob der Kirchenmusik gegen den Landammann Horat, dem er und seine Familie so viel verdanken. Seine spitze Feder unterstützt sein nicht minder spitzer Griffel. Der kleine Alois gerät nun, als der Vater an der Totenmaske eines Bischofs arbeitet, (Bischof Greith von St. Gallen VIII 123), mit ihm über die politische Betätigung ins Gespräch. Pauli verteidigt sich und legt seine politische Ansicht dar (IV 241/2). Es wird wohl die allgemein damals herrschende Meinung des katholischen Schweizer Bürgers sein, der, wie die Bürger aller Zeiten und überall, von seiner Bierbank und seiner Dorffroschperspektive die politischen Notwendigkeiten besser erkennt, als ein im Geschäft ergrauter Parlamentarier. Jener hier angegriffene Landammann Horat verteidigt seine Ansichten (IV Kap. 10) dann gegen das eifernde Mätteliseppi, als er in Bern gegen den Volkswillen seines Kantons gestimmt hat. Und was wir bei der Rede Paulis nur ahnen, zeigt diese Szene (ca. S. 318) deutlich: den Gegensatz zwischen wagemutigem, weltoffenen, hellen Fortschritt und dumpfem, bleischweren, ängstlichen Kleben am Alten — engstirnige Rückständigkeit.

Auf dem Marktplatz in Venedig unterhält sich Federer mit jungen Italienern über die damalige politische Lage. Das Gespräch wirkt, jetzt gelesen, wie Prophetie (XXXIV 158 „Unter den Arkaden"). Es wäre nun müßig, Federer noch politischen Instinkt anhängen zu wollen. Mit Politik hat er sich nicht abgegeben — — aber die Quintessenz aller Politik hat ihn doch stark beschäftigt: der Krieg!

Der Wortführer seiner Ansicht ist Paul Spichtiger. Als Alois mit Friedel, der portraitiert wird, beim Vater in der Stube mit ihren Soldaten spielen (IV 336) und sich zanken, mischt sich Pauli ein: „Verbrenn nur einmal all dies dumme Militärspiel . . . der Krieg ist die Glorie von sieben Menschen und das Elend von siebenzig Millionen. Jeder Krieg ist schlecht" (IV 338).

Mit eindringlicher und herzblutwarmer Schilderung wird dieser Grundgedanke weiter variiert. Es ist hier nicht der Platz, diese tiefen und herrlichen Gedanken im Wortlaut wiederzugeben. Es soll versucht werden, dieses politische und tiefsoziale Programm in einige Sätze zu fassen (IV 339—348):

Der Held des Alltags ist größer als der Held der Schlacht, da es weit schwerer ist, in Pflichterfüllung kleiner, alltäglicher Dinge immer groß zu sein. Die Geschichtsschreibung spricht immer nur von der Glorie der Feldherren. Ueber die Witwen und Waisen und die endlosen Reihen der Grabhügel verliert sie kein Wort. Als Alois versucht, aus der Bibel (Altes Testament) den Krieg zu verteidigen, entgegnet Pauli: „Sagte der Heiland etwa: bellum vobis . . . aber er sagte immer: Pax! . . . so oft man das

Evangelium gut las, war Friede, und so oft man es schlecht las, war Krieg" (IV 343).

„Man gerät in einen Wald von Unsinn, wenn man einen einzigen Krieg gelten läßt . . ." (IV 345). Die Menschen sind alle „vom gleichen Lehm" (IV 346), warum denn überhaupt Nationen?! Und ebenso wenig wie gesittete Menschen Streit mit „Knüttel und Messer" (IV 347) austragen, ebenso wenig sollen es die Völker . . .! Gewiß, das Volk will nie Kriege. Die treibenden Kräfte sind die Regierungen, auf das Volk hört man nicht. Diese Ansichten Federers heißen auf moderne Formeln gebracht: Pazifismus, Völkerbund!

Durch den Weltkrieg wurde Federer tief in seinem „hohen Kulturbewußtsein"[50]) getroffen. Er war fassungslos. Wenn man dies nun nicht wüßte, so könnte man die Wirkung des großen Völkerringens auf den Dichter auch aus seinen Werken lesen. In (VIII) „Der französische Tambour" schildert Federer, wie sehr er als Bub den Vater nicht verstehen konnte, wie er Kriegsfanatiker wurde, und wie es „zwei Jahrzehnte dauerte", ehe die Jünglingsansichten revidiert wurden und — — „ich mich vom Kriegstaumel losmachen und die Historie weniger mit Schwert und Büchse und Purpur, weit mehr mit Schaufel und Nadel und Fabriklerblusen würdigen konnte" (VII 99). In den Vorreden zu XIV und XV, die 1917 erschienen, spricht sich Federer gegen den Krieg aus und seine Hoffnung geht zu dem Tag, da man endlich wieder sagen kann: Pace!

Aus dem Kriegserlebnis schuf Federer „Spitzbube über Spitzbube", das gegen jedes Kriegslärmen und „Falsches Heldentum" geschrieben ist[51]).

Es war hier nur die Aufgabe, die politischen Probleme im Werke Federers aufzuzeigen. Sind seine Ansichten Utopie? Sind sie ganz oder teilweise zu verwirklichen? Diese Fragen brauchen hier nicht beantwortet zu werden!

III. Inhalt der Erzählungen.

4. Die Landschaft.

Man hat von den Romanen Balzacs gesagt, in ihnen spiegele sich ganz Frankreich. Wendet man diesen Satz auf Federer an, so darf man sagen, in seinen Büchern steht die deutsche Schweiz. Federer hat das Schweizer Volk und die Berge gezeichnet und den Jodel der Lebenslust aufgefangen, wie ähnlich Wladislaw Stanislaus Reymont die weite, schwermütige, polnische Ebene und den Menschenschlag mit seiner Urwüchsigkeit in seinem „Die Bauern".

[50]) Oser, S. 135—142.
[51]) Elster in XXXVIII, 1, S. 17.

Die Landschaft hat bei einem Dichter eine Bedeutung für das Schaffen und im Rahmen des Schaffens. Federer wurzelt im Boden seiner Heimat. Wollte man ihm diesen Boden unter den Füßen wegziehen, dann existierte seine Kunst nicht mehr. Sie hat ebenso die Berge nötig wie das Schaffen Storms die Nordseeküste. Die mitteldeutsche Harzvorlandschaft (typisch das Dorf Krodebeck) bei Raabe, die Mark Brandenburg und die Stadt Berlin bei Fontane, die Heide bei Hermann Löns, das Münsterland bei der Droste sind doch nicht nur Kulisse, sondern das Lebenselement, in dem allein die Dichtung möglich ist.

Die Landschaft hat eine bestimmte Aufgabe und Stellung in der Dichtung. Man sah bisher zu oft bei der Betrachtung der Landschaft diese nur zu leicht als Kulisse (— die sie ja auch bei vielen Dichtern nur ist). Die Betrachtung der Naturschilderung verdrängte das Einfühlen in die Seele der Landschaft. Die kulissenmäßige Auffassung ließ keinen Gedanken an: Die Landschaft als Handlungspartner, die Landschaft als Lebenselement der Dichtung aufkommen.

Auch vor Federer sind die Alpen geschildert worden.

Bei Gaudenz von Salis-Seewis ist die Alpenschilderung eine Personifikation schwärmerischer Wehmut auf landschaftlichem Hintergrunde. (Wird aus stofflichen Gründen vor Haller genannt.)

Albrecht von Haller verwendet in seinen „Alpen" eine naturbeschreibende und naturabschreibende, lehrhafte Methode. Er sieht das Gebirge botanisch, Goethe sah es geologisch — — und hat auch sonst nichts gesehen und von den Bergen gehabt als ein „Erlebnis köstlicher, ewig abwechselnder Bilder". Er findet es „ganz herrlich, mit seinem Postillon zwischen ungeheuren Kalkwänden und frommen Kirchgängern, die zur Muttergottes eilen, vorüberzurasseln". Ihm ist das Gebirge ein stummer Meister, der stumme Schüler macht. Schiller sagt über die Alpen allgemeines, das vielleicht eine Ansichtspostkarten-Alpenschilderung gibt, aber nicht das Wesen der Alpen. Wie konnte er sie aber auch anders schildern, da er nie dagewesen ist.

Bei Keller ist das Gebirge nur „Horizontabschluß"[52]. Die nächste Schriftstellergeneration stellt die Geschichten in die Berge. Aber diese Berge werden nur als Staffage aufgefaßt. Die Handlungen sind nicht wesensbedingt in dieser Landschaft. Sie könnten ebenso in der Ebene spielen. Die Berge sind Kulissen[53].

Anders bei Federer. Seine Gestalten leben in den Bergen, und diese Natur ist für sie Licht, Luft — Lebenselement.

---

[52]) Lutherbacher, S. 16.

[53]) „Literarische Warte", 7. Jg., S. 485/6, eine Kritik zu I. O. Heers „Der Wetterwart" und ebda. S. 487, eine ähnliche Kritik über Straatz.

Bei Rosegger sind die Alpen nur „gemütliche Hügel mit Hackbrett schlagenden Sennen und Aelplerinnen“[54]).

Bei Reymont sind die Landschaftsschilderungen wie Prunkperlen an das Gewand der Erzählung genäht und nicht in das Gewebe des Tuches eingeflochten.

Federer führt uns so in die Landschaft, daß wir sie in ihrer Eigenart erleben. Berge und Menschen leben nicht nebeneinander, sondern miteinander in seelischer Verbindung. R. M. Meyer sagt treffend, bei Federer ist die „Psychologie der Landschaft und Menschen zu großartiger Geschlossenheit“ verbunden[55]).

Federer sagt ja selbst in dem schon erwähnten Vorwort zu „Berge und Menschen“: er mache seine „lieben Alpen . . . gleich dem Chor in der alten Tragödie zum lauten Gewissen, zu Zeugen und Richtern der Handelnden“. Er möchte „sie beinahe vermenschlichen, um ihren läuternden Einfluß auf jeden innerlichen Geist darzutun“.

Es ist natürlich kaum möglich, dieses Ergebnis mit Beispielen zu belegen. Denn diese Ansicht wächst aus dem Gesamteindruck des Werkes und einem Vergleich mit anderen Schriftstellern hervor. Aber einige Stellen in I können es andeuten:

„Das ist die Wohltat der Berge, sie machen ernst und nachdenklich und zwingen zur Selbsteinkehr. Und dann säubern und läutern sie mit ihrer klaren Luft und ihrem Fegewind und strecken das krüppelige und bucklige Wesen in uns gerade und recken es aufrecht zu ihren Gipfeln empor. Alles wird größer bei diesen großen Gesellen, unser Denken, Urteilen und Lieben. Wie Basartrödel kommt einem das meiste vor, was uns früher als Monument galt. Ich sag' Ihnen, diese Brise hier oben schmeißt einem den Schnickschnack der Kultur in alle Winde“ (I 235).

„Je tiefer man läuft ,um so höher wachsen die Berge und desto schwerer drücken sie auf Emil. Alle ihre Millionen Quadern scheinen jetzt ganz allein auf das kleine Flecklein seiner Brust zu zielen und darauf zu wuchten. Sie dulden einfach keine Falschheit, sie hassen alles Heimliche. In kühner und freimütiger Entblößung, wie sie da aufrecht stehen, so wollen sie auch die Menschen haben. Nicht ausstehen können sie dieses verschmitzte und verdrückte und verlogene Wesen. Wird ihnen einmal das Berglervolk zu listig und verstellt, so sind sie imstande, auf die eigenen Söhne brausende Wasser und tötende Steinhagel zu schleudern“ (I 284/5).

Es sollen nur noch wenige Beispiele erwähnt werden: Wie Bert in den Absomer verliebt ist (I Kap. 8), die Wandlung des Manuß, besonders auf der Tour durch den „Hosendreckler“, „die

[54]) Dr. Lor. Krapp „Augsburger Postzeitung“, Lit. Beilage. Nr. 6, 6. II. 1913.

[55]) „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“, S. 331.

Mordfluh" (I Kap. 12), die Wanderung durch den Mondschein und Emils Bekenntnis (I Kap. 23), Das Unwetter als Miterzähler der Scheidbachgeschichte (II Kap. 5). Wie Marx Omlis durch die Berge ein anderer Mensch wird (III)! „Was sagen die Berge?" (VIII 285 ff.). „Sie nehmen mich aufs Knie" (VIII 291 ff.).

Den Vergleich, die Schweiz dufte aus der Sprache und den Bildern seiner Schweizer Geschichten, lehnt Federer ab. In dem Artikel XXXI sagt er, es gäbe keine schweizerische Landschaft, sondern nur eine Landschaft der Teilgebiete; denn jede Alpenlandschaft „hat ein eigenes Gepräge, obwohl es unmöglich ist, genaue, augenfällige äußere Unterschiede anzugeben. Es ist die unsichtbare und doch so fühlbare und ergreifende Seele, welche unsere Gebirge von allen ähnlichen über der Grenze genau wie die Völker zu ihren Füßen unterscheidet" (XXXI 524). Dabei unterscheidet er das Alpengebiet um den St. Gotthard, das Schweizer Mittelland und den Jura.

Spricht Keller für die Zürcher Bürger, Gotthelf für die Bauern des reformierten Kantons Bern, so ist Federer der Anwalt für die katholischen Dörfler von Obwalden, Toggenburg und — — die Dorfbewohner der Abruzzen!

Das Werk Federers spielt hauptsächlich in 3 Landschaften: Obwalden, Ostschweiz (Toggenburg und Appenzell), und Umbrien[56])

Die Jugendzeit verlebt Federer in Obwalden. Der Pilatus ragt in Obwalden (II) und nicht weit von ihm ist der Sarnersee (IV, VIII, VIIIa, und teilweise auch VI). In die Melchaaschlucht und die Politik der Schweiz um 1500 führen uns V, XVI, XVII. (Der Bruderklaus ist aber hier gesehen als Heiliger, nicht als Staatsmann, und hierher gehört besonders XXXVIII.)

Die Kaplanszeit führt den Dichter in die Ostschweiz. In die Obstwiesen des Toggenburg liegen Lachweiler und Lustigern gebettet (III, VII IX). Aus der Erinnerung der Jugendzeit und der Erfahrung jener Toggenburger Jahre wird das soziale Hauptwerk geschaffen, das den Absomer (den Säntis des Appenzeller Landes) zum Schauplatz hat[56]).

Gottfried Keller führte der Lebensweg der Jugend nach Norden[57]). Als Mann und im Alter ist er dann wenig gereist. Federer führte der gesundheitliche Zustand und vielleicht auch ein Wesenszug nach Süden. In Italien suchte er nicht die Großstadt, sondern das Dorf — — nicht den Petersdom, sondern die Kapelle von Portiunkula (X, XI, XIII, XIV, XV, XVIII, XIX, XXI,

[56]) Außerdem: Tessin (VI ab S. 235), Irland in XII und Appenzell und England in XXV.

[57]) Er als Schweizer verstand die märkische Landschaft nicht und urteilt: „Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich hier domiziliert haben, und sie stimmen alle ein" (Otto Pniower: „Dichtungen und Dichter", Berlin 1920).

XXIII, XXXIV, XXXVI). Aber nie bleibt er dort ganz hängen. Immer wieder zieht es ihn zurück in die heimatliche Welt. Es ist ein Unterschied zwischen seiner italienischen und deutschen Landschaft, der etwa so ist wie ein Bild von Böcklin und Hans Thoma: dort die Ueberhelle der Farben — hier eine gedämpfte, traute Heimlichkeit.

Federer ist nicht durch das Land gelaufen[58]), sondern er hat sich in das Wesen der Landschaft und ihrer Bewohner vertieft[59]). Und wie sehr er mit hellen Augen und offenem Herzen durch Italien gewandert ist, das zeigen die umbrischen Kapitel. Und gerade hier ist in diesen wenigen Seiten mehr Eigenart und Schönheit Italiens eingefangen als in dickleibigen Reiseschilderungen (XIV, XV). Die Franziskusbiographie ist aus der Landschaft Umbrien geschaut und die umbrische Landschaft verstand er unter dem Aspekt Franziskus! (XXI 14). Die geniale Studie über die Faulheit (XV f) und die Campagna (XV h)[60]) konnte nur einer schreiben, der tief eingedrungen ist in die Psyche Italiens.

Seine Souveränität auf diesem Gebiet zeigen am besten wieder Stellen aus seinem Werke.

„Zwischen dem silberhellen Florenz und dem tiefgoldenen Rom liegt das grüne Perugia" (XXXVI 152). Und daran schließt sich ein Kapitel einer farbenfrohen Deutung der Landschaft und des Volkes Umbriens, daß man sie vor sich ausgebreitet sieht und sich heimisch fühlt.

Daß Federer Italien und die Italiener kennt, zeigen seine treffenden Vergleiche. Von Napoleon sagt er: „Dieses Genie, das berechnet wie ein Venizianer, schwärmt wie ein Neapolitaner, arbeitet wie ein Mailänder und thront wie ein Römer" (XXXIV 114). Oder wie er eine Venezianerin und Römerin vergleicht (ebd. S. 116), oder die verschiedenen Städte (ebd. S. 159) oder die Aussicht von den Kirchtürmen verschiedener Städte (ebd. S. 191). Treffend hat er die Eigenart des Unterschiedes zwischen Germanen und Romanen auf die Formel gebracht: Wo wir Germanen erst noch lange riechen, ißt der Romane schon. Wo wir malen, formt er schon. Wo wir träumen, lebt er schon. Wo wir sehnen, hat er schon. Wir sind viel mehr Lyriker, er ist viel mehr Epiker des Gemütslebens (XIV 38).

Wo ist Rom noch so geschildert worden?: „Gerade war ich vom Aventin gestiegen, von wo ich die Urbs am liebsten betrachtete. Ach, mit welch großartigem Phlegma lagerte die Stadt an den

[58]) XXXIV, S. 189, sagt er, wie man in Italien wandern soll.

[59]) Um ihn zu verstehen, ist sein Standpunkt wichtig: Die Landschaft beeinflußt nicht nur den Menschen, sondern sie wird auch vom Menschen beeinflußt (XXXI 524).

[60]) In der Campagna spielt Peter Dörflers Buch „Die Verderberin" und gibt ein prächtiges Gemälde derselben.

Schlingen des Tiber und ertrug die Axthiebe von fast drei Jahrtausenden, ohne merklich zu zittern oder ihre Gebärde zu verändern. Wie merkte ich ihr noch die Beharrlichkeit des antiken Senats, das überlegene Zaudern des Fabius und den Stolz des Pompejus an. Noch mehr, ich spürte die Geduld ihrer dreihundert Katakombenjahre, ihr dutzendmaliges Bücken vor einer Tagesgröße und ihr dutzendmaliges Ueber-die-Leiche-Wegschreiten, das unverwüstliche Wartenkönnen der Päpste, das Umworbensein und Körbeausteilen und das Genughaben an sich und an seiner schönen Langeweile" (XIX 9).

(Vergleiche die Schilderung der Stadt Aquila (XIV 51), über den Tiber (XIV a 1). In den Bergnestern (XIV c 21) und aus XXXIV die Kapitel: Der Lido (S. 61), durch die Inselstadt (S. 112), die Lichter Venedigs (S. 118), Bologneser Menschen und Plätze (S. 158), La lingua toscana (S. 278), durch die Campagna (S. 475 6), Römisches Daheimgefühl (S. 556), Römische Kirchen (559), Römische Brunnen (S. 596).)

Als der kranke Federer nicht mehr in Italien wandern konnte wie ehedem, gab er seine „Wundergeschichten" (XVIII) heraus. Die Erinnerung hatte ihm die „Wandergeschichten" vergoldet. Sein „Nachgeplauder" ist wie ein ahnungsvolles Abschiednehmen von der Abruzzenwelt. Der weltoffene Rundblick von dem Gipfel eines Berges war verdrängt durch den kleinen Ausschnitt eines Fensters. Aber auch in der Heimat konnte er nicht mehr reisen. Und so schreibt er seinem Jugendfreund Anton Stockmann: „Grüß mir Obwalden und den Sarnersee und den Giswilerstock und das Gelände und seine einfachen Bewohner! Grüße mir mein liebes Jugendland Obwalden"[61]).

III. Inhalt der Erzählungen.

5. *Heimatliebe und Volkskundliches.*

Vorbemerkung: Dieses Kapitel ist gesondert herausgehoben, trotzdem man es vielleicht in den Abschnitt: „Erlebtes" eingliedern könnte. Groß ist die Heimatliebe des Dichters. In seinen Büchern verstreut findet sich viel Volkskundliches. Beides lohnt und rechtfertigt die Behandlung in einem besonderen Kapitel.

Wie alle Salderner, die in seinen Büchern vorkommen, überall Heimweh nach ihrem Dorf haben, so leuchten auch in jedem Buch Federers die Kinderaugen des Heimwehs nach seinem Dorf! Der

71) Stockmann, „Basler Nachrichten", am 4. V. 1928.

Heinz Bürgler sehnt sich in Mailand nach dem geliebten Obwalden (V Kap. 1), und Heimatliebe pulst in dem blutigen Flandernerlebnis des Ratsherrn Klebli (V Kap. 6). — — Die Frau Bach in der Stadt hat Heimweh nach dem Dorf (IV 143/7), und der gute Pfarrer Marxens besucht einmal jährlich seine Schäflein in der Stadt und bringt ihnen die Grüße der Heimat, die auch immer noch an sie denkt! (II 303 und 310).

Federers Bücher sind Loblieder auf die Heimat. Er liebt sie, daher will er sie gegen die Fremden geschützt wissen. Wie sehr ist Bert (I) gegen die Bahn eingenommen, die dem Volke keinen Nutzen bringt und dem echten Volkstum schadet. Der Kaplan sagt in seiner Aelplerkilbipredigt grobe Wahrheiten aus Liebe zu dem Volke! Federers Heimatgefühl ist nie national beschränkt. Er versteht aus diesem großen eigenen Erlebnis die Heimat jedes Menschen. So versteht er die Irländer, so denkend wandert er durch Italien. Und das Volkstum ist ihm immer verwachsen mit dem Menschentum.

Das Lob der Vaterlandsliebe singt auch er — aber es ist ein jauchzender, überschäumender Jodel und nicht ein gellender Ruf der Kriegstrompete. Und der patriotische Geist, der Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten" erfüllt, ist auch in der Novelle „Manöver" (IX d).

Aber wie oft führt Federer die Fabel seiner Werke in die Dorfbehaglichkeit Lachweilers und kostet er so die stille Heimlichkeit des Hinter-dem-Monde-Liegens. Und hier erlebt er immer wieder seine Jugend und was er so oft erlebt . . . „die alten Bräuche in der Fasnacht, an den Dorfkilbenen, Aelplertagen, Schwingfesten, am Samichlaus und Neujahr, am Schießet, . . . denn nirgends auf der Welt knallt man früher, lieber, besser, . . . an Alpfahrt und Heimkehr, die herrlichen religiösen Feierlichkeiten, der tapfere Soldaten- und Kirchengeist, der dieses Bauerntum und seine Geschichte durchweht, o wie schön war das!" (XXXVIII d 21).

Wenn wir nach Lachweiler wollen, müssen wir mit der Bahn fahren, damit wir das köstliche Erlebnis einer Drittklassfahrt haben (I 43/5 und 49/50). Bunt zusammengewürfelt sitzt hier das Volk, und wenn man beobachten kann, welch farbiges Bild, aber auch wieviel Tragik kann man hier erleben (VI 102 ff.). (Siehe auch die Schweizertypen einer Schulklasse VIII a 123.)

Jeder Lachweiler hat seine Gotte und seinen Götti. Diese beiden gehen zur Taufe ihres Patenkindes hinter der kindtragenden Hebamme Arm in Arm. Sie geben sich nachher beim „Göttiwein" den „Göttikuß" und begrüßen sich: „Schöner Vetter Götti" (VII 275/7).

Die Kinder des Dorfes haben das jährliche Schulexamen, in dem sie vor den Augen der Gemeinde zeigen können, was sie im

letzten Jahre gelernt haben (VIII 157/8). Dabei ist es einmal so hochbedeutsam zugegangen, daß man noch jahrelang von dieser Prüfung sprach (IX e).

Interessanter als der Unterricht und fiebernd vor Begeisterung (wie das Schulexamen vor Angst) erwartet, war im Frühjahr Fastnacht und im Spätsommer die Kilbi: Kinderfeste, Volksfeste! In jedem Hause duftete es von Eierröhrli, Birnenwecken, Most und Braten. Durchs Dorf dudelt die Mundharmonika oder die Handorgel. Mummenschanz und Tanz — ohne sie könnte das Fest nicht sein. Die Kinder passen in diesen Tagen in der Schule nicht auf, und die „Alten" haben nach dieser Frist einen schweren Kopf. Aber auf den Trubel folgt Aschenkreuz und Fastenzeit, bis endlich kommt der Osterjubel (IX a 64 ff.).

Die Meisterschilderung einer Kilbi, wie sie Federer in „Berge und Menschen" (Kap. 29 34) gegeben hat, kann hier nicht in den Rahmen der Arbeit gezwungen werden. Aber einiges sei erwähnt. Bei solch einem Volksfest zeigt sich die Verbundenheit des Geistlichen mit dem Volke, aber auch der derbe Volkswitz. Mit Kilbiversen überreichen Wildmann und Wildfrau dem Geistlichen einen schönen Käse. Bevor der Trubel beginnt mit seinen Schwingets, Maskentreiben, Tanz etc., ist am Morgen Gottesdienst. Die Pfarrer benutzen diese Gelegenheit, ihrem Völkchen längst aufgespeicherte Wahrheiten zu sagen. Ein wunderschöner Brauch ist das Hirtenläuten auf der Kilbi (I 514/5). — — Aber wie das so ist, wenn Männer zusammensitzen, trinken, jassen — dann politisieren sie, und Meinungsverschiedenheiten führen gar leicht zum Streit, der von kräftigem Humor gewürzt sein kann. Aber geschickte Volksdiplomaten oder ein zündender Witz finden auch hier den Ausgleich. — — Hat sich aber jemand mit einem verkracht, dann wird das Versöhnen gefeiert durch das Verbrennen eines dicken Prügels zum Symbol, daß die Feindschaft ein Ende hat (VI 177).

Die offiziellen Feste sind nicht allein Erholungstage. Jeder Abend bringt im Schweizer Haus eine traute Stunde. Wie man dort zusammenhockt, erzählt Marx seiner Agnes (II 153). Und nicht nur im Wirtshaus oder in der verräucherten Almhütte, sondern auch zu Hause kann man einen kräftigen Dreierjaß spielen und sich die Stunden angenehm vertreiben (VII 83 ff.).

Nicht nur frohe Tage gibt es in Lachweiler. Schwer läutet die große Glocke oder die Kinderglocke klagt. Das Dorf weiß meist, wer gestorben ist. Man kommt im Hause zusammen, in dem der Tote liegt und betet vor oder in dem Sterbezimmer für dessen Seelenruhe (IV Kap. 3; VIII 135). Wer die Leiche nochmal sehen will, wenn sie eingesargt ist, braucht nur das Kopfschieberchen am Sarge zurückzuschieben, bis auch dieses dann vor der Beerdigung angenagelt wird (VI 259).

Wo es sterbliche Menschen gibt, wird immer spintisiert werden, und in den Dörfern blüht besonders der Aberglauben. Das ist wie anderswo auch in Lachweiler, das auch seine Gespenstergeschichten hat (VIII 130 ff.). — — Die Appenzeller tragen sogar ein Ringlein im Ohr gegen Zahn- und Ohrenweh (XXX 84).

Das Volk muß sich plagen für das tägliche Brot. „Man sieht, wo größere Aecker sind, immer die gleichen Leute langsam und wortarm hindurchgehen, ein steinschädliges, grob- und langsichtiges Volk, mit schweren Füßen und breiten Händen, aber hageren lenksamen Leibern. Und immer sitzt eine besorgte, wenig genügsame, rechnerische Miene in der zerfurchten Stirn, aber auch etwas Schalkhaftes und Heimeliges spielt mit. Schweizer, alles Schweizer und in Ewigkeit nicht zu verwechseln mit irgendeinem nahen und gleichzüngigen Stamme (I 24). Aber Mißwachs kann trotz aller Mühe eintreten, und wenn dann noch auf einem Hof Mißwirtschaft herrscht, und die Verpflichtungen der Zinstermine nicht eingehalten werden können, und die Schuldenlast nicht mehr getragen werden kann, dann wird das Besitztum „vergantet" (II Kap. 5). Das ist für das Dorf ein wichtiges Ereignis, und jeder sucht, aus der Not des anderen irgendeinen Gewinn durch billigen Kauf zu schlagen. Aber es braucht nicht einmal bis zur „Gant" zu kommen. Es gibt Dörfer, da geht es schmal genug her. Da muß durch Strohhüteflechten, Weben und Sticken ein Nebenverdienst, ja oft der Hauptverdienst erworben werden (III, IV, VII, IX). — — Der schwierige Beruf des Bergführers ist in der zweiten Hälfte des „Pilatus" geschildert worden und muß hier erwähnt werden, trotzdem er eigentlich nicht in den Gebieten der Federerschen Erzählungen ausgeübt wird (II ab Kap. 17).

Der Peter Amstalden wünscht sich als Henkermahlzeit „ein Stück sauberen Entlebucher Käse, sonst nichts". „Er schnuppert an dem schönen gelben Stück wie ein Kind, das zuerst riecht, bevor es ißt." „Das ganze Entlebuch duftete aus dem Käse, seine tiefen Stuben und braunen Dörröfen, seine Wecken und Bratwürste, die Ratsherrenmäntel und alten schmalen Kirchen, seine Ställe mit zweigefleckten Rindern, sein Birnenmost, sein Bergheu, seine Alpenrosen, Kuhreihen, Fastnachtstänze und — seine Freiheit" (XVI 50).

Auf den Almen wird die Käserei wie eine Kunst, aber auch fast wie ein Gottesdienst betrieben. Echtes Berglertum ist ohne Käse und Nidel und Geißengetümmel nicht denkbar. Und fast in jedem Obwaldenwerk steht so eine Almhütte (I Kap. 10, 30; II „Kleinmäusli"; V Kap. 5; XVI Kap. 4). Und wenn ein Unwetter über die Hütte rast, dann rennt ein Hirte hinaus und singt den Unwettersegen, den „Alpruf".

Die freie Natur macht freie Menschen. Wenn diese überströmen vor freudigem Freiheitsbewußtsein, dann kann das nicht

geschehen in wohlgesetzten Liedlein und Klampfenzupfen, sondern in gewaltigen Urlauten: dem Jodel! Was ist der Jodel? Darauf gibt uns Federer wunderbare Antworten. Drei seien (trotz ihrer Länge) hier wiedergegeben.

„Was ist aller Kunstgesang gegen dieses urmenschliche Jauchzen der Bergvölker? Da gibt es keine Worte. Die Seele ertrinkt im puren Klang. Ihr Fühlen und Denken, ihre unendliche Geschwätzigkeit, alles löst sich in melodische Schreie auf. So sang die Menschheit, als sie noch Kind war, so singt das Wasser, der Wind, der Wald, diese steten Kinder, so möchte einst der letzte Mensch, wenn er an der Kultur erstickt, in einem begreiflichen Wiegen-Heimweh wieder, ach viel zu spät ‚singen lernen. So singt einst die aller Lasten ledige, von aller Endlichkeit erlöste Seele, wenn sie Gott grüßt (VIII 433)!

„Schimmerig leis drang es durch die dünne Diele herauf, auf und ab, leichtstimmig und hochgemut, mit wenig Worten, ohne Takt. Note an Note fließend, wie ein singendes, klares Wasser, Das ist der Jodel der Aelpler — — der Jodel in der Stadt ist wie ein zahmer Gemsbock in ihrem Park. Wahr und unvergleichlich ist er nur oben in der kulturfernen, gipfeljauchzenden Felswildnis. Dahin allein paßt dieses gesetzlose Lied. — — Und wie sie jodelte! Nicht mehr keck wie früher, sondern mit einer leisen, weichen, züchtigen Stimme, fast wie das Summen einer goldenen Biene oder wie das Auf- und Abwiegen einer Kinderwiege. Ja, einem großen Kinde sang sie hier das Schlummerlied — —“ (VI 165/6).

„Das zündete in einer der Jungfern die ersten Töne zum Jodeln an. Zur hohen Vorsingerin gesellten sich rasch die anderen Mädchen, und von der Männerseite wogte erst fern und leis, dann immer näher und gewaltiger der Baß und Tenor hinein. So wallte das Urlied der Lieder, wie ein Meer von einer zur anderen Partei, bald feierlich wie große Wogen, bald hüpfend und neckisch wie zierliche Schaumspritzer. Es gibt keine Worte dabei, es ist nur Naturlaut. Aber wenn ein Berg oder eine helle Wiese oder ein Wasser oder ein Laub oder ein noch stummes Kind singen könnte in einem Chor, so käme es so heraus, es würde ein Jodel, das einzige Lied ohne Worte, das noch mehr sagt, als alle Sprachen mitsammen“ (I 515/6).

Das freie Schweizer Volk wählt in öffentlicher Sitzung im Dorf seine Kirchenvorsteher und entscheidet in Dorf- und Landgemeinde sein Geschick. Die Wahl einer solchen Kirchengemeinde hat Federer getreulich geschildert (VIII Kap. 17). „Was sind die Dorfgemeinden im Oktober und was erst die ungeheure Landgemeinde am letzten Aprilsonntag für ein einzigartiger Auftritt! Was fallen da für ungehobelte Volksreden und meisterliche Magistratssprüche, welche Hiebe rechts und links, welche strahlenden

Witze, und was für eine gesunde Gescheitheit und ehrwürdige historische Majestät sitzen da nebeneinander" (XXXVIII d 20/21). Eine solche Dorfgemeinde steht auch in IX a Kap. 3. Im „Fürchtemacher" ist ganz kurz eine Landgemeinde erwähnt (XVI 47 ff.). In seinen Jugenderinnerungen (VIII 401 ff.) hat Federer eine solche Szene ausführlich geschildert[62]). Wie wogte da der Kampf um die Hundesteuer, wie lebendig steht diese dramatische Szene vor uns.

(Dieser Abschnitt „Volkskundliches" findet seine Ergänzung durch „Das Mundartliche".)

III. Inhalt der Erzählungen.

6. Lebensfrohe Grundstimmung.

Der große Arzt und Lebensphilosoph Carl Ludwig Schleich hat sich auch einmal mit dem Problem des Humors befaßt. Er findet, daß der Humor im Temperament begründet sei: „Die sanfte Melancholie der Germanen äußert sich in dem einzigen, herzenstiefen, gemütvoll sentimentalen Humor" (S. 392). Als Beispiele hierfür nennt er Reuter, Keller, Raabe — und man kann auch hinzufügen: Federer. Besonders wenn man weiterliest: „Der Humorist bejaht tief innerlich sein Leben". Humor ist ein Zeichen des Gemütes und offenbart den Reichtum einer Seele (S. 393). Und deswegen sei jeder große Humorist zutiefst auch ein großer Dichter (S .389).

Wenn man das Leben nur recht betrachtet, man wird überall noch einen kleinen Schimmer von Sonne entdecken. Und wenn der nicht zu finden ist, dann habe so viel eigenen Frohsinn, daß nie das Lächeln aus Eurer Welt verschwinde! So spricht Federer durch sein Werk zu uns.

Man denke auch an Wilhelm Raabe, um dies zu verstehen. Es durchzieht das Schaffen dieser Dichter ein Goldfaden, den wir nie verlieren, der durch trübe Schicksale uns immer wieder wie am Ariadnefaden an die Sonne führt. Es wird Trauriges erzählt — aber das Lächeln verschwindet nicht ganz; in einer Sorgenfalte bleibt etwas von diesem Sonnenlächeln, das zur rechten Zeit aufblüht und uns wärmt, so daß wir nie kalt werden!

Man sollte eigentlich der Meinung sein, daß der kranke Federer eher alles andere sei, als ein so froher Lebensbejaher. Sein Humor ist innerlich fundiert, aber auch von der eigenartigen Melancholie getragen, die in Kellers Werken webt. Es liegt zwischen dem Humor beider aber ein Unterschied im Ton.

[62]) Diese Szene sollte schon in IV stehen (siehe XXXVIII e 22).

Federers gesunder Optimismus, den er trotz gelegentlichen Mitklingens eines melancholischen Untertons doch hat, strahlt aus in seinem Humor. Sein Humor kann bis an den Abgrund der Tragik gehen, die Tragik wird immer klar und stark — nie sentimental sein (vgl. VI 202—119 und XII). Es ist, wie bei Raabe, ein Humor, der unter Tränen lächeln kann. Federer und auch Keller sind in der Weltauffassung Optimisten und Realisten, die ihre Augen nicht vor der oft tragischen Wirklichkeit des Lebens verschließen. Der Gegensatz zu Keller besteht in diesem Punkte darin, daß der Optimismus bei ihm innerstes Lebensgesetz ist, erprobt in vielen asthmadurchquälten Nächten, während Kellers Optimismus oft verschüttet war durch schlechte Launen. Und jetzt berühre ich das, was ich eben meinte: während das Glöckchen Humor bei Federer bis zum Schluß rein klingt, schwingt bei Keller (durch Krankheit, Alterslebensenttäuschung, Charakter) ein bärbeißiger Unterton mit, der stört! Welch großartige Heiterkeit liegt über dem „letzten Stündlein des Papstes" (XI a) und mit welch heiterer Geste wird diese Todeskunde überbracht: „Ich bringe dir", sagte er mit Augen voll Fieber und erschauernden Lippen, aber doch sehr glücklich, „ich bringe dir das letzte Lächeln unseres großen toten Irländers Robert Emmet (XII 91). — — Bei Keller ist eben in der ganzen Dichtung zuviel Intellekt spürbar, der abkühlt, während Federers Dichtung von der Blutwärme des Herzens durchpulst ist.

Diese Quintessenz aus dem Werk, die wie die Landschaft Lebenselement ist, kann durch Beispiele kaum belegt werden.

Wie eifrig liest der Johannes sein Werk, und merkt die Druckfehlerteufelchen nicht, die Grimassen schneiden und den Ernst seines Werkes zunichte machen (III 224/5).

Wie humorvoll ist der Vergleich zwischen dem, was wichtig ist in Lachweiler und dem, was die Welt erschüttert (III 41/2).

Von der Beerdigung der Caeci heißt es: „Aber es war eine merkwürdige Beerdigung. Niemand weinte vorne, niemand lachte hinten, niemand schwatzte in der Mitte" (I 629).

„Das ist ein sehr originelles Bild, dachte der Pfarrer, und er merkte es sich zur späteren Notiz, indem er heimlich einen Westenknopf unter dem geschlossenen Frack öffnete. Er hatte ein gutes Gedächtnis. Nicht bloß zwei, drei offene Knöpfe, die ganze aufgeknöpfte Weste mochte er im Sinne behalten" (I 321).

Der Wirt Ueli macht die Rechnung: „Aber heute kamen wenig Leute vom See herab — — 3 Flaschen Bier, 2 Limonaden und 1 Himbeersyrup" (I 108).

Die Verse, die Alois der Orla Lomser dichtete, sind fast wie Verse, die der Volkshumor auf Lebkuchen mit Zucker setzt:

„Du bist so warm wie Sonnenglut,
Daß mir die Seele brennen tut"

und:

„Hast eine Stirne weiß wie Schnee,
Wie wird mir kühl, wenn ich dich seh" (IV 412).

Wie anschaulich schildert Federer das Lachen selbst: „Ein rauhes Bubengelächter kollerte über die Bänke" (VIII 233)., „ein neuer Sprudel von Lachen. Es rauscht wie aus hundert Brunnenröhren" (VIII 253).

Wer herzhaft lachen will, der lese in „Patria" die Verhandlungen der Eichelburschen: der verstotterte Bericht des einen (XII 23) und das Uebersetzungskunststück des anderen, der eine politische Frage in die harmlose Anfrage einer Metzgerzeitung umbiegt (XII 26). Ebenso die Prüfung des Zac Kentey (XII Kap. 5/6).

Aus der Ueberfülle des Humors setzte ich nur die Seitenzahl aus einigen Büchern hierher, die wahllos gesammelt wurden und zeigen sollen, wie oft das Schelmenlächeln im Werke hervorguckt: I 182, 210, 299, 313, 517, 522, 601, 651, II Kap. 6, S. 86, 271,279, 283, 296, 297, III 19, 21, 40, 55/6, 78, 168/9, 221, 224/5, IV 4, 247 ff., 255, 263, 265, 269 ff., 282, 287, 392, Kap. 16, IX 5, 10/11, 19, 25, 29/30, 35/7, 71/2, 269/70, 311, XI 24 ff., 43 ff., XI d, XV f, XIX c.

Durch alle Dichtungen Federers geht die Sehnsucht, sich und den Leser aus dem Bann eines verkrampften Daseins zu lösen und zu einem fröhlichen, bedürfnislosen Leben zu führen. Das Leben, das der Dichter seinen Gestalten von seinem eigenen Ich mitgibt, pulst so stark und weckt so sehr unser Mitfühlen, daß wir auch freudiger werden, in gehobener Stimmung sind ob der Freude, daß in unseren, vielleicht grauen Alltag ein Sonnenstrahl gefallen ist.

V. Kapitel.

Jer. Gotthelf, C. F. Meyer, Gottf. Keller und Federer.

Die literarische Kritik pflegt jedes neu auftauchende Schweizer Talent an Keller oder Meyer und vielleicht auch an Gotthelf — abgesehen von anderen modernen Dichtern — zu messen. Als Federers erstes Buch erscheint (IX), läßt der Titel gleich an Keller denken. Man lokalisiert Lachweiler und glaubt es zwischen Seldwyla und Gerbersau suchen zu müssen! Das stimmt wohl. Die Prachtmenschen im sonnigen Toggenburg haben manches gleich den Sonderlingen, deren Stadtgründer der Züricher Staatsschreiber ist,

aber das Wölkchen Pessimismus, das denen von Gerbersau auf der Stirne schwebt, können sie nicht verstehen. — Der Dichter des „Jürg Jenatsch" soll Pate gewesen sein für das wunderschöne Werkchen „Sisto e Sesto" (X). — Lützelflüh wird zunächst nicht erwähnt. Vielleicht, weil der brave Pastor schon zu sehr vergessen ist. Aber als das „Mätteliseppi" (IV) in das Land der Literatur stapft, da merkt man doch den Geist der Volksepik, der an Gotthelf erinnert.

Wie steht Federer zu diesen Dichtern selbst? Seine Anschauungen über die drei großen Schweizer Dichter stehen in der humorvollen Skizze: „Die Schweizerdichter im Himmel" (XXVIII). Man sieht hier deutlich, daß Federer Gotthelf und Keller am nächsten steht. Jenem wohl mehr durch die Jugenderinnerungen, diesem in literarischer Eigenart. Fremd geblieben ist ihm innerlich am meisten Meyer. Das liegt in der Eigenart beider Dichter. Meyer verkriecht sich in sein Schneckenhaus und umgürtet sich mit dem Panzer der Geschichte, um nur ja sein Ich nicht zu verraten. Federer öffnet die Fenster seines Lebenshauses weit und läßt jeden hineinschauen. Er hat in seinen Werken seine Biographie geschrieben. Er erscheint Meyer zwar in manchen Werken ebenbürtig in der Kunstform, aber Keller ist er durch innere Seelengröße verwandt. Was diese und alle Schweizer Dichter gemeinsam haben, ist die Verwurzelung im Boden der Heimat, Aus ihm saugen sie die Kräfte für ihr Werk, und ihm verdanken sie das, was sie sind.

Die erste Bekanntschaft mit Gotthelf verdankt Federer seinem Vater[63]). Pauli liest G. zu Hause vor. Frau Verena läßt „den Mann aus Lützelflüh" . . . „ja gerne gelten. Da ist alles eß- und trinkbar, wie Brot und Habersuppe, mit einer guten Tracht Salz. Alle Achtung vor diesen tapferen Knechten und Mägden, den hartstirnigen Bäuerinnen und spitzigen Rechnerinnen. Hut ab vor diesen Schmitztrögen mit gedörrtem Obst, vor all dem prachtvollen Sparen und ins Papier Wickeln des erschwitzten Zweibätzlers und vor dem weiteren Kratzen und Markten, bis er zum schweren Taler ausgewachsen ist!" (IV 86). Aber Vater Sprichtiger kann sich beim Vorlesen nicht verleugnen: „Er liest es denn auch gar nicht richtig vor. Ein anderer Gotthelf wird aus seinem Deklamieren. Wie er schnell über die Zeilen hinweghudelt, da gerade würde sie aber langsam und überdacht lesen und jede Silbe wie gute Butter verstreichen. Hingegen wo er in fetter Behaglichkeit Satz um Satz betont, würde sie wie mit einem Kehrichtbesen schnell

[63]) Es nimmt wunder, daß Paul Federer den guten Gotthelf nur gelesen — und nicht die Lektüre als Gewissenserforschung empfunden hat. Denn diese Biederleute waren doch Kontrast zu ihm.

ins Spinnweb fahren und wegwischen" (IV 87, auch: VIII 126 und IL 51).

Und wann erfuhr Federer von den beiden anderen Dichtern? Im Vaterhause wurden sie nicht genannt. Und in der Schule? „Leider blieben wir in der alten Dichtung bis Uhland stecken. Von unsern damals in Ruhm aufleuchtenden G. Keller und C. F. Meyer keine Zeile! Ich wurde fast dreißigjährig, ehe ich letzteren kennenlernte" (IL 60). „Den ganzen Keller und Meyer" las er in der Apotheke Otts (IL 63).

Das Leben unserer Dichter hat manches Gemeinsame. Ohne dabei in Konstruktion zu verfallen, können diese Vergleichspunkte oder Gegensätzlichkeiten aufgezeigt werden.

Meyer, Keller und Federer haben in früher Jugend den Vater verloren. Ebenso wie Kellers und Meyers Entwicklungsgang ist der Federers beeinflußt durch Vaters Angedenken und der Mutter stille Sorge. Keller reist nach Deutschland (Heidelberg, München, Berlin — S. 51), Meyer empfängt französische Einflüsse in Paris, Federer ist in der Jugend in der Schweiz (auch vorübergehend in Deutschland), um als Mann erst nach Italien zu reisen, das er aber anders erlebt als Meyer. Keller dagegen ist als Mann kaum gereist und hat weite Teile der Schweiz selbst nicht kennen gelernt.

Die Lebensgeschichte des „Grünen Heinrich" ist voller Unruhe und spielt an vielen Orten. In ihr und in der Person des Landolf („Landvogt von Greifensee", Werke IV 131 ff.) hat sich Keller mit seinen mißlungenen Liebschaften selbst portraitiert. Er blieb Junggeselle, während Meyer noch das Glück hatte, eine gute Lebensgefährtin zu finden. Federers Jugendschauplatz ist das Dorf. Sein Priesterberuf ließ ihn die „Liebe" nur als Zuschauer erleben, und herbe Enttäuschungen (wie z. B. Kellers letzte Liebe) sind ihm erspart geblieben. Aus Federers Werk erfahren wir hauptsächlich etwas vom Knaben und Mann, während bei Keller der Jüngling im Vordergrund steht.

Keller ist in der Entwicklungszeit durch Philosophenschulen beeinflußt und erringt sich nach vielen Kämpfen seine Weltanschauung. Als Knabe lernt er — der Protestant — den Katechismus, „ein kleines Buch voll hölzerner, blutleerer Fragen und Antworten", kennen, den ihm kein Lehrer nahe brachte. Der Konfirmandenunterricht war ihm eine Qual. Federer hatte das Glück, in der Stube des Mätteliseppi sitzen zu dürfen, und sein Leben ist von Jugend auf verankert im Katholizismus. „Joh. Keng" ringt um die idealste Auswirkung der katholischen Lehre (III) und der Zürcher Staatsschreiber tritt trotz Feuerbachscher Philosophie in seinen Bettagsmandaten nicht für den kirchlichen Radikalismus und reformerischen Liberalismus ein.

Meyers Leben ist voll düsterer Melancholie. Das Mannesalter dieses feinnervigen Menschen beginnt und schließt in ärztlicher

Pflege. Seine Lebensanschauung war orthodoxer Protestantismus, ebenso wie die des Albert Bitzius, dessen Leben den soliden Fadenschlag normaler Entwicklung vom Pastorensohn zum Pfarrherrn hat. Gotthelf ist ebenso wie Federer erst mit 40 Jahren schriftstellerisch hervorgetreten.

Der Pastor von Lützelflüh kam durch sein Amt viel mit dem Volk, den Landleuten, in Berührung, er war ihnen ein guter Seelsorger. Meyer konnte die Aristokratie seines Geistes auch im Umgang nicht verleugnen, wodurch er den demokratischen Keller abstieß. Der Stammgast der „Meise" verbarg seine Güte und sein Wohlwollen unter einer nur zu rauhen Schale. Bittere Lebensenttäuschungen waren der tiefere Grund dafür. Federer ließ sich durch seine Krankheit nie niederdrücken. Da er stets gütig und liebenswürdig war, verehrten ihn alle, die ihn kannten. Die einfachen Landleute Umbriens fühlten das bei der ersten Begegnung und vertrauten ihm die Schätze ihrer Geschichte an — und das wichtigste: Federer war ein ausgesprochener Kinderfreund — und die Kinder liebten ihn.

Durch sein W e r k steht Federer „dem wunderlichen, wärmeren Subjektivisten" und dem „grobschlächtig, ehrlich zupackenden Realismus Gotthelfs" näher als dem „vornehmen, gelassenen C. F. Meyer"[64]).

Es sollen zunächst äußere Vergleichspunkte (Stoffgebiete, Geschichte, Personen, Schilderung) und dann innere (Weltanschauung, Objektivität, Tendenz, Komposition, Stil) zur

Betrachtung der Werke

unserer Dichter herangezogen werden.

Die Voraussetzung für ihre Werke ist der Heimatboden. So wurzeln ihre Geschichten im Emmental des Bernerlandes, im Züricher Gebiete oder in den Urkantonen um den Vierwaldstättersee. Verlassen Meyer oder Federer heimatliches Land, so kehren sie doch wieder zu ihm zurück (siehe S. 51).

Bei Federer steht der erlebte Stoff im Vordergrund. Auch bei Keller hat das Erlebnis seine große Bedeutung. „Nur wo der Dichter Selbsterlebtes darstellt, schildert er anschaulich und wirklichkeitstreu, während er überall blaß und farblos wird, wo er sich nicht des Erlebens als eines Hilfsmittels für seine Phantasie bedienen kann"[65]).

Gotthelf hat den 3 anderen Dichtern gegenüber eine gewisse Stoffenge. Er beschränkt sich vornehmlich auf sein Emmental.

Aber das hat er wieder mit den anderen gemeinsam, das Gefühl der Kulturzusammengehörigkeit zum Deutschen Reich (auch

64) Achtermann, „Hochland", 1913.
65) Schwering, S. 355, zum „Grünen Heinrich".

er hatte Deutschland — von Göttingen aus — bereist). Sind Gotthelf, Keller, Federer von Anfang an germanisch-schweizerisch, so war Meyer zunächst romanisch-schweizerisch, bis er durch das politische Ereignis von 1870/71 auf seine germanische Kulturwurzel hingewiesen wurde.

Dem Stoff oder Motiv nach wird man bei „Berge und Menschen" (I) an Meyers „Jürg Jenatsch" erinnert. Jenes spielt im Säntisgebiet, dieses im Bündener Land. Die Kindheitsgeschichte des „Mätteliseppi" (IV) gibt den zwanglosen Vergleich zu Kellers „Grünen Heinrich". Das „Romeo und Julia"-Motiv variiert Federer im „Wunder von Bolsena" (XVIII c). Kellers Tanzlegendchen („Sieben Legenden", Werke IV 477) wird kunstloser aufgegriffen in der Geschichte von der „Santa Risolina di Castelletto" (XVIII b 108 bis 122). Federers Dorferzählung „Papst und Kaiser im Dorfe" (XII) mag wohl an Gotthelfs Dorfgeschichten erinnern, steht aber hoch über diesen.

Von den vier Dichtern hat Meyer nur historische Erzählungen und Gotthelf nur eigene. Meyer bevorzugt große politische Gestalten, Federer sieht mehr das Menschliche in der Geschichte[66]).

Aus der Geschichte bevorzugt Meyer große sittliche und religiöse Bewegungen, nicht die wirtschaftlichen oder allgemein kulturellen Epochen. Das Vertiefen in die Renaissance gab ihm den Stoff zu verschiedenen Novellen, und in der schweizerischen Geschichte zog ihn an die Zeit der Reformation (die ihn dann auch nach Frankreich führt: Das Amulett). Federer begeistert sich in Italien für die Gestalt des Armen von Assisi und in der Heimat für den Bruderklaus. Dabei verirrt er sich nicht in die dunklen Kammern der Geschichte. Die Pergamente, die nur von Verrat und Treulosigkeit erzählen, würde er eher verbrennen, als sie ans Licht zu ziehen und ein solch düsteres, nur von Mordfackeln erhelltes Gemälde zu entwerfen wie Meyer in seinem „Jürg Jenatsch". Keller ist gegen geschichtliche Stoffe! Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten". „In einer historischen Erzählung bin ich wie mit Hunden gehetzt, weil ich nie weiß, ob ich in der Wahrheit stehe!" Mit Behagen hat er sich vertieft in die Zeit des Minnegesangs, da Hadlaub dem Manasse die Lieder sammelte[67]). Aus der Geschichte nimmt Keller Legenden, wie Federer die Sagen. Keller verdreht dabei den Sinn des

[66]) Storm sieht in der Geschichte das Fließen der Zeit. Die Vergangenheit ist ihm Zeitproblem. Insofern hat er keine historischen Novellen geschrieben.

[67]) Züricher Novellen: „Hadlaub", „Der Narr auf Manegg", Werke IV, S. 17 ff. und 106.

frommen Stoffes aus dem überirdischen Blickpunkt in die rein menschliche Betrachtung[68]).

Volkskundliches findet sich bei allen Dichtern gleichviel. Es führte zu weit, hierauf einzugehen. Es sei nur verwiesen auf die Schilderung des Perauter Kirchweihfestes bei Federer (III) und Kellers Münchener Dürerfest („Grüner Heinrich") und Aarauer Schützenfest („Fähnlein der sieben Aufrechten").

Als einziger dieser Dichter hat Keller sich mit der Politik aktiv beschäftigt. Durch seine Tätigkeit als erster Staatsschreiber entstand der „Martin Salander". — — Gotthelf scheut sich nicht, in seinen Werken politische und soziale Mißstände (die ihn eigentlich erst zum Schriftstellern veranlaßten) zu geißeln und offen gegen die Berner Regierung zu schreiben. — — Federer kümmert sich nicht um die kantonale Politik. Im Weltkrieg erhebt er einmal seine Stimme für die Schweizer Neutralität (XXII).

Federers Art der Personendarstellung braucht hier nicht mehr wiederholt zu werden. Gotthelfs Gestalten sind psychologisch vertieft und mit Liebe gezeichnet. Meyer, der seine Personen durch Versuchungen führt, charakterisiert durch Mienenspiel, eine Beschreibung desselben ergibt zugleich eine Charakteristik, ein Seelenbild. Figuren aus seiner Welt hat Keller von innen nach außen entwickelt. Er geht dabei von dem Gesamtcharakterbild, das er hat, aus. Diese Figuren wandeln sich kaum, weil alles, aus der erlebten Erfahrung geschöpft, im Dichter von vornherein feststeht, und eine Ueberraschung beim Leser nicht beabsichtigt ist. Dabei verwachsen Personen und Schauplatz zu einer Einheit. Das Wesen der Menschen spiegelt sich wieder in der äußeren Umgebung. Der Dialog als Charakteristik tritt zurück, während er bei Meyer und Federer im Vordergrund steht. Das Ziel der Gesamtcharakteristik ist das Gesamtbild einer Figur. Ihm fernstehende Personen entwickelt Keller umgekehrt, als oben erwähnt, nämlich von außen nach innen. Solche Gestalten sind dargestellt in erlebnisdurchschüttelten und charakterwandelnden Erzählungen, wie z. B. „das verlorene Lachen".

Personen, die in den Werken der Dichter wesensverwandt wären, gibt es weniger. Dafür ist die Kluft der persönlichen inneren Eigenart zu groß. Die Regina Lob erinnert vielleicht etwas an die Judith im „Grünen Heinrich". Dante haben Meyer und Federer dargestellt. Der Dante in der „Hochzeit des Mönchs" ist zu unpersönlich, zu sehr schablonenhafte Mittelsfigur für die Erzählung. Federer vermenschlicht ihn (XVIII d, ebenso wie Michelangelo XIX d). Mit psychologischem Feingefühl werden die feinsten Falten des Wesens bloßgelegt: die Heroen steigen vom Sockel, und wir sehen, daß es lebenswarme Gestalten, Menschen, sind.

[68]) Schwering, S. 357.

Gotthelfs Naturschilderungen haben etwas von der rührenden Derbheit alter Bauernmalerei, die in eckiger Pinselführung etwas schreiende, aber doch appetitliche Farben auf die Leinwand nebeneinander setzt. Meyer gebraucht sparsam die Naturschilderung, am ehesten das Gewitter. Ihm liegen mehr als Historiker Kostüm- und Interieurbeschreibung. Kellers Schilderung ist beeinflußt durch sein optisches Vermögen, das sich bei ihm, der erst Maler werden wollte, auch als Schriftsteller offenbart. Federers musikalisches Empfinden geht auch in seine Naturschilderung ein. Da ist viel erlauscht, nicht in Farbe, sondern in den Ton übersetzt, und der Klang beherrscht oft eine solche Schilderung. Man sieht bei ihm z. B. nicht das Bild eines Abends, sondern vernimmt jeden Laut der Natur(IV 59, IX 15).

Die Betrachtung des ersten der inneren Vergleichspunkte:

Weltanschauung, soll über den engen konfessionellen Rahmen hinaus auch soziale Ansichten berühren.

Gotthelf ist verfangen in einem starren, protestantischen Orthodoxismus. Dieser trübt ihm den Blick für katholisches Wesen und dessen Eigenart. Man darf es ihm nicht übelnehmen, daß er alles Falsche, Hinterhältische als „jesuitisch" bezeichnet. Daß er gelegentlich ausruft: „Himmel, welch katholische Wirtschaft" (Werke III 243) ist wohl auf das Konto des sprichwörtlichen Gebrauchs zu setzen (ähnlich wie heute: polnische Wirtschaft, Judenschule).

Auch Keller macht aus seiner Antipathie gegen Jesuiten kein Hehl. Seine Ansichten sind auch von keiner Sachkenntnis getrübt, so daß sie manchmal zum Lächeln reizen (Werke V S. 577 ff. und VI S. 490 Anmerkg.). Keller selbst hatte sich von einem nüchternen Protestantismus über die Feuerbachsche Philosopohie eine höchst individuelle Weltanschauung zurechtgelegt: Ein ewiges, einziges Gesetz herrscht (das heißt aber nicht Gott!). Der einzelne ist der Gesamtheit verpflichtet. Unsterblichkeit und Kirche? Fragen, die den alternden Dichter nicht mehr berührten. In seinem Gotthelfartikel wird der Unterschied zwischen Keller und Gotthelf in diesem Punkte deutlich. Wenn auch einige Lobsprüche sparsam und geschickt eingeflochten werden, so ist doch nicht verkennbar, daß statt literarischer Kritik politische und konfessionelle Gegensätzlichkeit die polemische Feder führen (besonders stark im III. Kapitel. Siehe Werke VI, S. 484 ff.).

Durch das Studium des Urchristentums hat Meyer das Wesen des Protestantismus erfaßt[69]). Das Vorbild reformatorischen, pro-

[69]) Frommel, S. 125.

testantischen, gottvertrauenden, sittlichen Lebens hat er im Gustav Adolf gezeichnet („Der Page Gustav Adolfs"). Vertreter des von ihm bewunderten französischen Hugenottentums sind Admiral Coligny („Das Amulett") und Herzog Rohan („Jürg Jenatsch"). In seinen Werken „werden religiöse Gebräuche kritisiert, die Meyer mißversteht oder nur oberflächlich kennt". So bemerkt Federer zu seinen Werken und belegt das ausführlich zu „Leiden eines Knaben" (Kritiker 2, S. 146), „Plautus im Nonnenkloster" (ebda.). Wir finden dabei eine scharfe Sprache und ein hartes Urteil bei dem so sorglich abwägenden Federer. Dieser ist aber objektiv genug, um an gleicher Stelle die Gründe anzuführen für Meyers eigenartige Auffassungen (ebd. S. 146/7).

Federer ist von unseren Dichtern eigentlich d e r, der objektiv und tolerant ist und auch die Weltanschauung anderer zu verstehen sucht und ebenso würdigt und respektiert.

Aber nicht nur in diesen religiösen Fragen, sondern auch in s o z i a l e n stehen beide Dichter in einem, wenn auch unausgesprochenen, Gegensatz. Meyer ist zu sehr Aristokrat, als daß das Volk ihn interessierte, und er sich sogar noch mit dessen Not beschäftigte. Diese lag (wie Federer!) dem Pfarrer von Lützelflüh sehr am Herzen. Seine Werke sind ja Abwehrschriften gegen Kommunismus und Sozialismus, die in der politisch unruhigen Zeit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in das stille Emmental dringen. Gotthelf weist weiter auf die Folgen der Trunksucht hin, berührt die im Argen liegende Dienstbotenfrage, kämpft gegen Kurpfuscherunwesen, geißelt den Wucher und warnt eindringlich vor den Bauernfängern. Keller war zu sehr ins Politische verrannt, sah zu sehr den Bürger im Staat, als daß er so eindringlich sich für „die Sorgen des kleinen Mannes" eingesetzt hätte wie Gotthelf. Er hat auch die Not des Lebens selbst gespürt, und so wird wenigstens das soziale Verständnis in seinem Werk nicht vermißt, und werden auch einige soziale Fragen behandelt (z. B. Künstlernot, Handwerkerelend, fahrende Gesellen).

D a s G e s e t z d e r O b j e k t i v i t ä t hat von unseren Dichtern Meyer allein konsequent in seinen Werken durchgeführt. Gotthelf, Keller, Federer stehen teils zu sehr im Leben und schaffen teils zu sehr aus eigenem Erleben, als daß sie nicht subjektiv schreiben müßten. Schadet das dem Werk? Meyers kalte Wintersternenpracht des Werkes z w i n g t uns eher in den Bann, als daß sie uns lockt und erfreut, wie z. B. Federers sonnendurchglühte Poesie; man meidet gern die Hallen der Historie und liegt lieber in Kellers Garten unter einem Heckenrosenbusche. Die monumentale Größe Meyers erreicht keiner der Dichter — aber sie übertreffen ihn an innerer Wärme!

Besaß Meyer auch die „Objektivität", die man vom Roman- und Novellendichter fordert, so hatte er manchmal nicht die „Objektivität als Historiker". Daß Federer sich mit Meyer eingehend beschäftigt hat, haben schon mehrfache Hinweise bewiesen. Gerade jener oft zitierte Aufsatz (Kritiker 2) setzt sich auch mit Meyer als Historiker auseinander. Federer beweist seine Ansicht durch Vergleich mit Konrad v. Bolanden, und da er selbst strenger Historiker ist, wiegt sein Urteil um so mehr: „Bolanden ist es erlaubt, tendenziös zu sein, dem mit dichterischem Bewußtsein schaffenden Meyer niemals. Obwohl dieser daher viel weniger nach Tendenz riecht, ist er doch schwer zu tadeln und ihm hie und da ein schweres Verbrechen gegen seine Kunst zur Last zu legen. Bolanden liest man gerade wegen seiner Tendenz, den Dichter Meyer aber liest man vielfach gerade wegen seiner Tendenz nicht. Bolanden sündigt mit der Masse seiner großen Tendenzen sehr selten und leicht gegen ein vorhandenes Gesetz, Meyer mit den kleinen, meistens unwesentlichen Tendenzchen in seinen Novellen sehr schwer gegen die Wahrheit, Schönheit und Liebe der Kunst" (Kritiker 2 S. 100).

Und gerade diese T e n d e n z ist Federers schwerster Vorwurf gegen Meyer: „Es braucht darum schon ein ordentliches Maß von Ueberwindung und viel mehr als „historische Unbefangenheit", um Meyers „Hutten" mit künstlerischem Behagen zu genießen. Meyer schwebt dabei allerdings überhaupt die Schilderung vor, wie ein bewegtes Leben in der physischen Zwangslage eines frühzeitigen Abschlusses, seine oft noch etwas widersetzliche Seele mit dem Tode und den wilden Kapiteln der Vergangenheit aussöhnen will. Gleich aber verbinden sich damit schwere politische und religiöse Tendenzen, die im Munde der geschichtlich so unsauber dastehenden Hauptpersonen nur um so widerlicher klingen. Einen Mann wie Ignatius von Loyola, dem kein ernster Geschichtsforscher heute seine Ehrfurcht versagen wird, so fremd ihm dessen Geistesrichtung und Askese ist, so wie Meyer es tut, zu konterfeien, das Weltreich der katholischen Kirche so kleinlich zu beschimpfen, protestantische Konfessionen in der Weise zu ehren, daß dadurch katholische Unterscheidungssätze in ein törichtes und unwahres Bild geraten, das ist bei einem Künstler von Meyers Feinheit und Größe schlechthin unverzeihlich."

Diesen Vorwurf der Tendenz, wie Federer ihn Meyer macht, kann man Keller nicht machen. Eher schon Gotthelf. Der einfältige Sinn, die lehrhaft dick aufgetragene Tendenz werden bei seinen Werken zuerst gesehen. Man vergißt darüber die urwüchsige Sprache und saftigen Schilderungen, übersieht, wieviel Volkskundliches bei Gotthelf aufgespeichert liegt. Stellenweise denkt man, der gute Pastor habe seine Predigthefte wohl zu reichlich verwertet. Das derbe Bauernhaus des Werkes Gotthelfs mag man wohl

zum kurzen Besuch ganz nett und anheimelnd finden. Soll man länger darin verweilen, so stören die vielen frommen Sprüche an der Wand.

In einem Punkt wird Meyer von den anderen Schweizer Dichtern nicht erreicht: im Kunstprinzip der strengsten Konzentration. Federer fehlt, wie wir sahen, die straffe Zielstrebigkeit der Komposition. Meyer malt in sicheren Pinselstrichen sein Freskogemälde. Meisterlich ist alles um die Hauptperson gruppiert, und die Lichter der Farben sind kunstgerecht verteilt. Federer aber pinselt in froher Zufriedenheit an einem Tafelgemälde, das viele Felder hat. Jedes Bildchen ist reizvoll für sich, und sie alle stehen in innerem Zusammenhang. Es ist ein großes Kunstwerk, an dem besinnliche Kenner herumstudieren werden, aber es ist kein rauschendes Prunkgemälde eines Rubens, Makart oder Menzel, vor dem die Menge staunend stehen bleibt — und es mehr bewundert als versteht.

Auch Gotthelf ist straffer in der Komposition, wenn auch seine eingeflochtenen Predigten und erbaulichen Gespräche manche ermüdende Länge herbeiführen. Man weiß auch immer, wie eine Geschichte ausgeht: das Gute wird belohnt, das Böse bestraft!

Wie Federer, so irrt auch Keller gern vom Thema ab und flechtet andere Erzählungen ein. In seiner Novellenkunst bevorzugt er im Gegensatz zu Meyer und Federer den Novellenzyklus.

Die Renaissance-Novellistik C. F. Meyers hat auch die klare Linie eigenwilliger Architektur in seinen Stil übertragen. In ihm ergänzen sich Gebärde und Wort. Hinzu kommt die Geschlossenheit von Form und Inhalt, die Einheit des Werkes, die den plastischen Stileindruck entstehen läßt.

Was Keller in seinem Streben als Maler nicht erreicht, ist dem Dichter beschieden: Bildlichkeit des Ausdrucks.

Federers Stil ist klangbestimmt. Wenn auch das Bild bei ihm überwiegt, so ist es doch nicht tote Leinwand, sondern ein Ausschnitt aus der Landschaft, voller Klang und Leben, Melodie und Rhythmus.

Federer und Keller haben um ihren Stil nicht so ringen brauchen wie Meyer, der durch französischen Einfluß bestimmt war. Bei der Lektüre Meyers wird man das Gefühl eines gewollten Könnens nicht los (ebenso wie bei Thomas Mann), während man Federer lauscht als dem geborenen Erzähler und sich vom Strom seiner Erzählung sorglos-behaglich wie im leise schaukelnden Kahn fortführen läßt. Federer hat eben die Leichtigkeit und den Wohlklang der italienischen Sprache glücklich seinem Stil assimiliert.

Mit Keller gemeinsam hat Federer die Erzählungskunst. Aber dabei sind sie nicht nur stofflich oder durch die Kunst der Komposition verschieden, sondern auch durch den inneren Ton. Kellers

Stil klingt mehr in schwerer b-Tonart, wenn nicht sogar nach moll hinüber. Die Melodie hat wohl Achtel und Sechzehntel des Humors. Federers Stil ist voll klingender Dur (Kreuzchen) mit manchem perlenden Scherzando und Zweiunddreißigstel des Humors. Bei Keller ist der Humor wie das geruhsame Lächeln alter Leute. Da gibt es kaum ein lautes Jubeln. Bei Federer jauchzen auch Kinder dazwischen, und das Lachen spritzt manchmal auf wie ein überschäumender Jodel.

Keller hat die Vorliebe des Epikers für das Wort, aber Meyer und Federer haben in ihrer Kunst stark dramatischen Einschlag. Daher hat Keller so selten den Dialog, während der Dialog bei den anderen Dichtern für ihr Werk charakteristisch ist.

Gotthelfs schlichte Sprache ist von der Mundart durchtränkt. Dadurch kommt etwas Anheimelndes in die Erzählung, das weiterlesen läßt, auch wenn öde, lange Strecken kommen. Gotthelf hat auch wie Federer treffende, bildreiche Sprachschöpfungen, z. B. „unser Mütterchen beinelte davon, fast wie ein junges Mädchen" (Werke IV 397).

Wie Federer haben auch Gotthelf und Keller einen eigenwilligen Satzbau, während Meyers Sätze knapp, gepflegt — kristallen sind.

Bei dieser Gegenüberstellung kam es nicht darauf an, eine Rangordnung der Dichter festzusetzen oder ihre Produktivität zu vergleichen, noch die „zeitgenössische Frage zu entscheiden, ob Meyer „turmhoch" (Friedrich) über Keller stehe oder nicht — oder gar den guten Pastor von Lützelflüh seiner teilweise unverdienten Vergessenheit zu entreißen. Der Vergleich sollte helfen, das Werk Federers in seiner Eigenart noch besser zu beleuchten.

VI. Kapitel.

Franz von Assisi, Niklaus von Flüe und Federer

Es kann nicht der Zweck dieses Kapitels sein, ausführliche Biographien zu geben. Die Kenntnis derselben wird vorausgesetzt. Vielmehr sollen diese beiden Gestalten nur in ihrer Beziehung zueinander, zu Federer und durch Federer selbst gesehen werden.

In der Kirche zu Sachseln befindet sich das Grab des Niklaus von Flüe. „Jedes Kind" des Dorfes „weiß seine Geschichte" (IV 419)[75]).

[75]) Anton Stockmann, Sarnen, der Freund und Studiengenosse Federers, hat die Einzelzüge, die aus alten Bildern und Plastiken überliefert sind, zusammengefaßt und einen prächtigen Kopf gezeichnet, der mit den Federer-Artikeln über Flüe veröffentlicht wurde: „Schweiz". 21. Jg., Nr. 3, März 1917. — — Anton Stockmann wurde von Federer gewürdigt in der „Schweiz", 1913, 17. Jg., S. 429 und ebda. 1918, 22. Jg., S. 270 ff. mit Bildern. — — Im Manußhaus hängt ein Bild von Stockmann, I 605.

Federer ist als Bub mit der Mutter in die Melchaaschlucht gepilgert (IL 59, VIII 366 ff.), und als er nicht mehr persönlich die Stätte seiner Jugend aufsuchen konnte, da stieg er durch manches seiner Bücher in die Ranftklause hinab (IV Kap. 12; V; VIII 266 ff.; XVI; XVII; XXXVII). Den Plan dazu hatte er längst in sich getragen. Er schreibt 1916: „Wie sehnte ich mich schon lange, diesen übermenschlichen Menschen, dem ich von den innigsten Stunden meines Lebens verdanke, wenn auch nur leise, wie einen Schatten, durch eines meiner Bücher wandeln zu sehen" (XXXVIII d 21). Er war „als Obwaldnischer und Sachselnscher Landsmann, als frommer Katholik und Priester, als vorzüglicher Geschichtskenner, als bäuerlicher Demokrat und nicht zuletzt als seelenkundiger Dichter"[71]) befähigt, in die Zeit der Urschweiz zurückzugreifen, und in den Bruderklausbüchern Bestes zu schaffen. Dabei hat er Niklaus von Flüe nicht gesehen als den Politiker oder Staatsmann, um dessen Gunst zu erwerben Könige wetteiferten, sondern ihn als den heiligmäßigen Menschen dargestellt. Zwar wird auch sein politischer Einfluß gebührend gewürdigt: „Sein Ja wog eine Tagsatzung, sein Nein ein Heer auf" (V 3; siehe V Kap. 1 als Charakteristik Flües). Doch das Menschliche im „Heiligen" wiegt in allen Geschichten über.

„Wie die Erde, so in vielem ihre Menschen" (XXXVII 11). Und so sucht Federer uns aus der Landschaft Obwalden auch den Menschen Flüe klar vor Augen zu führen. Er schilderte ausführlich das doppelte Gesicht der Landschaft Obwalden: „das ruhige, besonnene, stillfrohe Tal- und Dorfgesicht . . . und das Melchaagesicht, das temperamentvolle, dramatische, tragische, das man nicht jedem auf der Straße feilbietet, sondern im Schatten des Filzhutes und in einer steifen, bäuerlichen Starrheit vor den andern und sogar vor sich selbst versteckt" (XXXVII 11). In diesem Lande lebt dieser eigenartige Mensch, erst Ehemann und Bauer, Vater und Ratsherr — nachher Klausner und doch Lenker der Schweiz. Bei Niklaus paart sich „die Landestugend der Askese" mit „der schönen und weisen Pfiffigkeit" (zitiert nach der „Schweiz" S. 209, XXXVII). — „Er ist der nordische Franz von Assisi, der Poverello der Schweiz, freilich schwerfälliger, dunkler, verwickelter, gotisch in seinen Unterwaldnertannen gegenüber dem romanisch hellen Umbrier unter seinen Oliven und süßen Kastanien. Aber im Grunde ist es Geist vom gleichen Geist" (XXXVII 15). „Aber Franz von Assisi, der seinem rechtheischenden Vater den letzten Fetzen der Kleidung vor die Füße wirft und aus der Nacktheit seines Ursprunges rührend aufschreit: „Nun habe ich keinen Vater mehr als den Vater unser, der du bist im Himmel" . . . ergreift „mich lange nicht so tief wie der kluge, nüchterne Bauer von Flüe am

[71]) Mayne in XXXVII, S. 125.

16. Oktober 1467, da er zum ersten Mal in seinem fünfzigjährigen, schollenhaften Leben mit unsicheren Schritten und ziellosen Augen über seine Wiesen hinunter in die Fremde flüchtet. Wer denkt da nicht an einen großen Bauern, Poeten und Mystiker unserer Tage, der auch mit suchenden Blicken und wehendem Bart aus seiner Stube in den russischen Schnee hinausstürmte, um endlich den Frieden zu finden! Aber der Obwaldener war flinker, zeitiger, glücklicher als der achtzigjährige Tolstoi, der nur noch in den Tod rennen konnte" (XXXVII 118).

Aber kann man den „leichtsinnigen" Heiligen, der eigentlich plötzlich sein Wesen ändert und zum heiligen Habenichts wird, — kann man ihn in seiner „Vogelsorglosigkeit" mit dem rechnenden, alemannisch schwerfälligen Bauern vergleichen, der zwar die Einsamkeit braucht, aber nur langsam immer tiefer in die Schlucht sich verkriecht, während doch Franz die Menschen sucht?!

Die „geographischen und kulturellen Heimatbedingungen" schufen anders gerichtete Charaktere. Die einfache und zarte Gestalt Franzens steht im Sonnenflimmern der umbrischen Landschaft. Seine Ordensgründung ist zunächst nur dort möglich (XIV 19). Sein ganzes Leben atmet die Gentilezza italienischen Gehabens. In der harzfrischen Ranftluft gedeiht nur bäuerliche Derbheit, und die Klugheit und Gradheit des Bruderklaus greift oftmals mit schweren Händen ein in menschliche und vaterländische Geschicke. Das Leben des Heiligen von Assisi ist umwoben von mancherlei Legenden, und auch aus der feuchtkühlen Melchaaschlucht ist manches Sagengerank gewuchert.

Die Liebe Federers zu Niklaus von Flüe ist nicht begründet in der rein äußerlichen Beziehung der Landsmannschaft, sondern, worauf schon hingewiesen wurde, in der Religion — aber besonders in seinem Charakter. Das Einfache und Schlichte, aber zugleich Große — —das Stille und Schwache, das aber auch lärmen und stark sein kann, hat ihn immer angezogen und dafür mußte er sich begeistern. Als er nach Italien kommt, verirrt er sich nicht in die Städte der lauten Welt, sondern sucht die Einsamkeit Umbriens und geht auf Pfaden des Armen Heiligen. Und zu ihm fühlt er sich hingezogen, „weil da ein Mensch war, der auf allen Zwang der Kultur lachte und beinahe wieder den Zusammenhang des alten Adams mit der Natur fand" (XXXIX, S. 899). Welch trauliche und beglückende Zwiesprache hält der Dichter mit seinem Heiligen (XXXVI, S. 157—160, 181—184). Er sagt ja selbst, „wer das Franziskusleben betrachtet, wird voll Melodie. In seinem Ohr klingt das Sonnenlied" (XXI 65). Aber — — schränkt der Dichter ein, „nur der Katholik kann Franz von Assisis Wesen voll und richtig verstehen" (XXIII 19) — — und, folgert er, wer ihn gründlich kennt, wird ihm auch gründlich nacheifern!"

„Wer nichts von Gott wissen will, was kann dem Franziskus bedeuten? Das ist ein Schwindel der armen Seele, ein betörender Selbstbetrug. Aber auf dem Wege zu Gott, auf der Suche nach dem Ursprung allen Lichtes und Fröhlichseins, da freilich stellt der heilige Mann von Assisi eine leuchtende Station zum Ziele vor. Er ist ein Wegweiser, und das Lächeln auf seiner braunen Stirne glänzt wie ein vorausgesandtes Morgenrot der Ewigkeit" (XXXIII S. 14).

Ebenso wie Niklaus von Flüe ist auch Franz von Assisi oft in das Werk Federers eingegangen (XIa, 6[72]; XIVb; XVd; XXI; XXIII; XXXII; XXXIII; XXXIV 479, 517—519; XXXVI 157 ff., 181 ff., 184 ff.). Von den Büchern ist das wichtigste zur Erkenntnis des Wesens des hl. Franz das wunderschöne und tiefe Franziskusbuch (XXI).

Ende August 1906 besuchte Federer den Maler Fritz Kunz in Anticoli Corrado, dem Malerstädtchen im Sabinerland (XXXIV S. 477—480, 315). Er sah dort schon die Bilder „Ritorno" und „Conversatio spiritualis". — — Beide zusammen, der Dichter und Maler, schufen dann das eigenartige Werk: „Der Heilige Franz von Assisi". Das Franziskusbuch ist kein „Begleittext" zu den Bildern, wie A. v. Grolmann[73]) meint, und auch Federer in seiner Bescheidenheit sagt. Wenn auch durch die Bilder angeregt, ist es über einen Begleittext hoch hinausgewachsen und durchaus ein eigenes, lebensselbständiges, den Bildern ebenbürtiges Werk[74]).

Federer rühmt an Kunzens Bildern, daß sie „weniger das Leben als das Wesen (innerlich, seelisch) des Heiligen" (XXI 13) hervortreten lassen. Seine Kunst berührt sich in diesem Punkt mit Giotto. „Die flächenhaften, bretterharten Figuren Giottos" (XXXVI 156) haben aber eine gewisse Herbheit, die man bei den Kunzschen Bildern vermißt. Wenn Federer sagt, daß Kunz sich mit dem Meister der Oberkirche von Assisi in der inneren künstlerischen Gestaltung seiner Bilder berührt, so kann man dieses Urteil aus dem Gebiet der Malerei in die Poesie übertragen: Federers Franziskuserzählungen berühren sich in ihrer schlichten Art mit den Fiorettis, besonders in dem Kapitel Kolloquium (XXI 42 ff). Ich habe die Fioretti noch einmal besonders durchgeblättert, um ganz sicher zu gehen, daß Federer kein Blatt aus jener frommen Legende (un-

[72]) In XI ersteht die ganze Wunderherrlichkeit und auch die Wundergläubigkeit im Dienste naiven Krämertums, wie sie oft Wallfahrtsorten leider eigen ist.

[73]) Da aber Grolmann mit zumindest eigenartigen Ansichten die Person des hl. Franz betrachtet, wird er Federer und Kunz ebensowenig gerecht wie diesem. — — (Ueberhaupt ist der Artikel etwas mit einigen Schärfen geschrieben, daß man sich fragt, wie geraten der sanfte Federer und der noch sanftere Franz in solche geladene Atmosphäre?)

[74]) Das gleich gilt auch von XXIV!

bewußt!!) in sein Werk eingefügt — — und sah zum Schluß, daß er ihr durch sein Buch ein neues Blatt geschrieben hat.

Als 1917 den 500jährigen Geburtstag des Bruderklaus die ganze Schweiz einmütig feierte, trug zur Feier Federer durch seine Flüe-Artikel bei. Sie haben, wie Mayne zeigt, neben der Bruderklausenforschung von Durrer noch ihre Bedeutung (XXXVII 129). Aber die größte Bedeutung haben diese Studien dadurch, daß sie Federer anregten zur dichterischen Gestaltung dieses heimatlichen Stoffes. In diesen Artikeln liegt auf S. 45 und S. 105 „die Urzelle von „Spitzbube über Spitzbube" (V) (Mayne S. 141), und in jenem Buch (V) wird hingewiesen auf „Fürchtemacher" (XVI) und „Wunder in Holzschuhen" (V 130). In dieser epischen Darstellung des Bruderklaus steht Federer wohl einzig da.

In den 700 Jahren vom Todestage bis zum Jubiläum 1926 liegt ein weiter Weg der malerischen und poetischen Darstellung des hl. Franz. Seit Giottos monumental aufgefaßten Gemälden bis zu den intimen Bildern von Kunz haben viele Künstler um die Wesensdarstellung dieses Heiligen gerungen. Aber wenigen ist es gelungen wie diesen beiden. — — Viele Bücher sind seit dem „Fioretti" bis zu Federers Franziskusbuch erschienen. Aber welch ein Unterschied (mit wenigen Ausnahmen) ist es, ob ein Nordländer oder Italiener schreibt, ob ein Katholik oder Andersgläubiger die Feder führt! Welch ein Unterschied in den gemalten oder geschriebenen Auffassungen des Heiligen Franz! Aber im Werke Federer-Kunz verschmelzen Bild und Wort zu einer harmonischen Einheit. Das kommt daher, weil beide aus derselben Quelle schöpfen: aus dem Erlebnis der umbrischen Landschaft, das in ihnen, den Katholiken, zum gleichen Franziskuserlebnis wurde.

Prof. H. Mayne schreibt am Schluß seiner Ausführung: „Federer und Niklaus von Flüe", daß im Mittelpunkt von Federers Leben „allzeit der selige Einsiedler vom Ranft bei Sachseln gestanden hat" (XXXVII 142). Es braucht wohl jetzt nicht näher ausgeführt zu werden, und es bedarf keines längeren Beweises, warum es mir richtiger erscheint zu sagen: Franz von Assisi hat größeren Einfluß auf unseren Dichter ausgeübt. Ganz abgesehen davon, daß die „Seelenbiographie" des Heiligen viel tiefer erfaßt ist als irgend ein Werk über den Schweizer Seligen, glaube ich nämlich, daß dem katholischen Priester der große, einfache Heilige mehr Innerliches geben konnte (man lese XXXIII), als der schlichte Klausner der Ranft, dem er wohl mehr durch heimatliche Gefühle verbunden war.

VII. Kapitel.

L. N. Tolstoi und Federer

Durch seine Krankheit war Federer viel an das Zimmer gefesselt und hat viel gelesen. Daß diese Lektüre nicht ohne Einfluß auf ihn blieb, ist klar. Und so hat er mannigfache Beziehungspunkte in seinem Werk, sei es, daß aus seinen Dichtungen diese von selbst herausfließen, sei es, daß er im Werke selbst oder als Kritiker die Verbindung herstellt.

Ueber seine Stellung zur zeitgenössischen Schweizer Literatur hat er anläßlich eines Besuches von Avenarius gesprochen (II. 64, 5, Oser 114). Von den reichsdeutschen Schriftstellern kannte er viele, ebenso waren ihm die wichtigsten Franzosen nicht unbekannt (siehe Oser 117, 9). Von den Italienern schätzte er besonders Manzoni, der ihm für die epische Formung eines Stoffes höchstes Vorbild war[75]). Er bewertete ihn in dieser Hinsicht höher als Keller. Von den Skandinaviern bevorzugte er Björnson und besonders Knut Hamsun (Kritiker 10). Mit Selma Lagerlöf verglichen ihn einige Kritiken. Am meisten bewundert und geliebt aber hat Federer die großen Russen: Dostojewski, Gogol, Gontscharow, Lermantoff, Puschkin, Turgenjew und — Tolstoi![76]).

Ein Sonderkapitel: „Federer und die europäische Literatur" ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich. Um aber diesen Punkt zu berühren, wurde d e r Dichter herausgenommen, der Federer am meisten liebte, und der sehr viel Einfluß auf ihn hatte: T o l s t o i!

Es kann nicht Aufgabe dieses In-Beziehung-setzens (nicht einmal Vergleich!) Tolstoi — Federer sein, das Werk des großen Russen erschöpfend darzustellen, um dann „den Vergleich" zu wagen. Einmal geht das nicht, weil der Abstand zwischen Genie und Talent zu groß, und die Eigenart beider zu gegensätzlich ist, und dann — wenn es möglich wäre, so gäbe es eine Sonderarbeit. In der Lebensauffassung beider sind aber Berührungspunkte, die sich in ihren Werken finden, so daß der Versuch einer Beziehungsdeutung nicht umgangen werden soll.

Schon in seinem ersten Buch (XXI) hat Federer Vergleiche zwischen Franz von Assisi und Tolstoi (überhaupt den Russen) (XXI 22, 28, 62, 63) gezogen. Diese Vergleiche ergeben sich zwanglos. Welche Wirkung übten beide auf die Menschheit aus: Franz, ein Sauerteig, der noch heute nach 700 Jahren wirkt, — und Tolstoi, der von vielen gelesen, aber von ebenso vielen miß-

[75]) Korrodi, „Neue Zürch. Ztg.", 21. 3. 25; 30. 4. 28.

[76]) Siehe Oser, S. 117; Kritiker 1, 4, 6. — — Sie las er in der Apotheke von Arnold Ott, „das war ein ungeheures Erlebnis" (IL 63, VIII 6). — — Ueber Ott siehe: „Die Frau des Dichters" (VIII a 203—221) und Essays in der „Schweiz", Jg. 1910, u. „Alte und Neue Welt", Jg. 1905.

verstanden wurde, weil seine harte (in sich nicht widerspruchslose) Lehre für seine Zeit noch unverständlicher war als die Armutspredigt des heiligen Habenichts. „Sie lesen Erlösung vom äußeren Druck, nicht die Befreiung vom inneren, eigenen Despotentum durch Selbstzucht und Abtötung aus seinen Büchern" (Kritiker 4 S. 498). — „Auch an Tolstoi ist man bei der Betrachtung der Franziskusarmut versucht zu denken, und siehe, es bieten sich in beider Leben einige Vergleichspunkte. Aber sogleich verliert man alle Aehnlichkeit aus dem Gesicht, wenn man sich den düsteren, graubärtigen, im Bauernkaftan abgebildeten Russen mit den schweren Stirnfurchen, den grüblerischen, tiefen Augen und der wilden, slavischen Schwermut über dem ganzen Wesen vorstellt, gegen den Sankt Franziskus wie ein lächelnder Lichtengel voll Trost und Segen und alleserquickender Fröhlichkeit erscheint. Es ist, als ob in Tolstoi nur die Schärfe des alten, in Franz von Assisi die heilige Fröhlichkeit des neuen Bundes lebte. Tolstoi meint man immer sagen zu hören: Memento mori! Franz dagegen: Memento vivere et laete vivere!" (XXI 28). — — Tolstoi sank immer tiefer in die Unerschöpflichkeit seiner Gedanken, weil er die innere Harmonie zum Evangelium nicht finden konnte, und Franz jubelt aus dieser beglückenden Einsheit überströmend seinen Sonnengesang (siehe besonders XXI 63). Und welch Unterschied ist zwischen dem gottsehnsüchtigen Sterben zu Portiunkula und dem erschütternden Ende einer Lebenstragödie in dem Wartesaal des Bahnhofs von Astapowo.

Wenn auch in Tolstois Werk manches anklingt, was an den Ton des Glöckleins von Assisi erinnert, so geht es in keiner Weise an, Jaßnaja Poljana als ein russisches Assisi und den Alten mit dem zweizipfligen Prophetenbart als den russischen Franz von Assisi zu bezeichnen. Der Vergleich ist ebenso schief und falsch wie, Tolstoi den russischen Luther zu nennen. Wenn man ihn mit historischen Größen vergleichen wollte, dann eher mit Rousseau oder Sokrates, dem „Gewissenserforscher der griechischen Dekadenz".

Ergab sich aus dem ersten Buch Federers dieser Vergleich als ein Nachtrag zum vorigen Kapitel VI dieser Arbeit, so soll jetzt auf das Werk beider Dichter eingegangen werden.

Heinz (Federer) las so gern „die russischen Dichter, an denen er eine Gradheit, ein Erdgeschmäcklein, zugleich mit einem erhabenen erzieherischen Einsatz wahrnahm, wie in keiner anderen Literatur" (I 115). Er hatte „bei den ersten Kapiteln Mühe, sich in die Erzählungen hineinzuarbeiten, sei es wegen den vielen Personen, sei es wegen der Eigenart von Tolstois Gedankengang und Technik, sei es vor allem wegen dem Stil, der auch im russischen Original kunstlos und ungepflegt und schwerfällig erscheint, wenngleich er bei einem solchen Poeten immer wieder unerwartete dichterische Schönheiten entfaltet. Der

Gedanke ist für Tolstoi so überwiegend die Hauptsache, daß der Autor eine schöne Form sogar als ideenschädlich ansieht. — — Hat man sich dann ein bißchen hineingelesen, so opfert man immer lieber seine alten Auffassungen von freiem Stil, poetischen Ausmalungen, rauschender Orchestrierung der Kapitel. Immer wieder verzichtet man auf seine Gelüste nach Sensation, Effekt,Kurzweiligkeit in dieser großen weiten Welt der Tolstoierzählung, wo so gar nichts Romanhaftes im üblichen Sinne, sondern alles nur Realität und Leben, jedes Ding zum Greifen und jede Person zum Sprechen und nirgends eine Unwahrscheinlichkeit ist" (Kritiker 4 S. 493/4). Er beobachtete, „wie Tolstoi doch einer der größten Naturschilderer, die Landschaft nie anders, als in ihrer Verwandtschaft und Zugehörigkeit zum Menschen behandelt" (Kritiker 4 S. 496). Zeigen diese Zitate, daß zwischen dem Genie Tolstoi und dem Talent Federer Unterschiede bestehen, so lassen sich doch (die gesperrten Stellen) Aehnlichkeiten feststellen. Besonders wenn man daran denkt, daß ähnlich, wie der große Dichter russischer Erde die Schwermut der weiten Ebene eingefangen hat, die Schweizer Berge in ihrer Kraft und Schönheit und menschlichen Verbundenheit Federer zeigt.

Und wie Tolstoi als „Mitmensch der Mitmenschen"[77]) aus Menschenliebe sich für die Armen, Schwachen, Unterdrückten einsetzt und in seinen Werken niederschmetternde soziale Verhältnisse (Bauernhof, Gefängnis, krasse Gegensätze zwischen arm und reich) schildert, ebenso hat Federer Liebe zu seinen Mitmenschen und tiefes soziales Verständnis.

Wenn auch Federer den großen Zwiespalt in Tolstois Auffassung von Krieg und Frieden zeigt (Kritiker 6, besonders Nr. 1098. Siehe dazu: Tolstoi: „Kr. u. Fr.", 9. Teil, Kap. I, S. 1 bis 8) und anderer Meinung ist, so nähern sich doch die Aeußerungen des Fürsten Andrei („Kr. u. Fr.", Kap. XXV S. 330/333) den Ansichten Pauli Spichtigers (in IV Kap. 11, siehe S. 47/8 dieser Arbeit.

Was aber die beiden Dichter nur gelegentlich in rein menschlichen Dingen zusammenkommen läßt, aber sonst tiefst trennt, ist der religiöse Unterbau ihrer Ideen. Zu Tolstoi zog Federer das „Franziskusevangelium der Armut", das der Weise von Jaßnaja Poljana predigte (XXI 22), aber den katholischen Priester trennte von dem mystischen Poeten dessen Verengung des Christentums auf das Evangelium der Bergpredigt (und da besonders Matthäus 5, 39/40) und überhaupt die ganze Lehre: „Wenn man die Lehr-

[77]) R. M. Meyer, Tolstoi, S. 273.

sätze Tolstois in ihrer Summe auf sich einwirken läßt, so hört man einen Wirrwarr uralter dissonierender Stimmen. Man vernimmt das Liebesgebet des Christentums, den Deismus Rousseaus, das Fatalistische des Muselmannen, aber fast am lautesten die buddhistische Lehre von der Selbstvernichtung, wonach Auflösung im All auch Erlösung im All bedeutet" (Kritiker 4 S. 497).

Aber in einem Punkte sind sie wieder gleich: Die schonungslose Offenlegung seines Lebens („Meine Lebensbeichte") gestattet bei Tolstoi tiefe Einblicke in das Ringen um Harmonie und Seelenglück. Sein Temperament, sein Grübeln peitschten ihn immer wieder auf und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Federers fundierte Welt- und Lebensanschauung erspart diesem derartige Seelenqualen. Dafür ließ der Körper genug Leiden spüren. In seinem Werke sehen wir auch sein Leben. Es liegt vor uns wie ein heller Park, in dem die Kapelle von Portiunkula steht, während Tolstois Leben einem Irrgarten gleicht, der nur einen Ausgang hat — — in die weite, verschneite, russische Ebene — —.

Man fragt mit Recht, warum Federer nicht Tolstoi, wie den heiligen Franz und den seligen Bruderklaus, in sein Werk aufgenommen hat. Der Grund ist sehr klar (und deswegen wird er auch den Napoléonroman nicht veröffentlicht haben): Soll eine dichterische Gestalt Leben haben, so muß sie in eine wesensgemäße Landschaft gestellt werden und dieses Land muß lebendig werden in ihr. Und das kannte Federer, der Gebirgler, nicht (die Abruzzen und ihre Menschen verstand er deshalb!): die endlosen Ebenen Rußlands und das Volk, das in ihnen wohnt und träumt —.

IX. Kapitel.

Schluss (Künstlerische Würdigung)

Das sind die Fragen, die immer wieder gestellt werden, sobald das Gespräch auf Federer kommt: „Welches ist sein schönstes Buch?" — — „Wird Federer in die Reihen der Schweizer Klassiker aufgenommen werden?" — — „Was halten Sie vom Gesamtwerk?"

Das schönste Buch? Das ist die schwierigste Frage. Wenn man das Gesamtschaffen überblickt, so sind die kleinen Erzählungen wohl die schönsten, und von ihnen unstreitig „Sisto e Sesto", dem man wohl den Ehrentitel „schönstes Buch" zusprechen darf, sofern man damit auch das künstlerisch Wertvolle meint — und trotzdem ein Blick auf IX, XVI, XVII und XIX das Urteil nicht gerade leicht macht. Und von den großen Büchern hat wohl das „Mätteliseppi" den Vorzug, wenn es nicht sogar von „Am

Fenster" überflügelt wird, weil in ihm bewußt kleine Kapitel, in denen Federer Meister ist, komponiert sind. Beide sind übersonnt von der Jugenderinnerung, die alle Schönheiten so recht hervortreten läßt.

Die Beantwortung der zweiten Frage muß einer späteren Generation überlassen bleiben, die dafür gerechter urteilen wird. Man freut sich darüber, daß der Verlag auch dieses Urteil in vornehmer Weise der Zukunft überläßt, dadurch, daß er der Lesewelt keine „Sämtlichen Werke" schon jetzt aufzuzwingen versucht. Er und Federer (das wäre bei diesem ein Unding gewesen!!) haben auch keine Vorschußlorbeeren auf die Unsterblichkeit dadurch eingesammelt, daß sie neu erscheinende Werke sowohl der äußeren Aufmachung nach, als auch durch ein besonderes Titelblatt als „Gesammelte Werke" erscheinen ließen. Ob in dieser Zurückhaltung nicht schon ein gutes Omen liegen kann?

Die dritte Frage zu beantworten, hat diese Arbeit versucht.

Künstler und Mensch sind bei Federer eins. Was Federer zum Dichter macht, ist tiefe Menschenkenntnis und starkes Naturempfinden. Seine dichterische Eigenart ist dadurch bestimmt, daß er Schweizer und Priester ist.

Jede seiner Gestalten hat in etwa Wesenszüge des Menschen Federer: Glauben, Sehnsucht, Lebensfreude, Treue zum Volk, Freiheitsdrang — und ein wenig Eigensinn, der in starkem Selbstgefühl gipfelt.

Die äußere Handlung in seinen Werken ist nicht bewegt. Die Hauptsache ist das innere, seelische Leben der Gestalten. Gemeistert wird die Darstellung durch eine blühende Sprache, die sich nicht genug tun kann in Vergleichen. Unerschöpflich ist der Dichter in der Erfindung von Details, sein Humor schafft einen so erquicklichen Unterton, und die Dialoge fließen wie rauschendes Bergwasser und stauen sich — ebensowenig wie die Handlung — nicht in langweiligen Seen, sondern machen lieber einen vergnüglichen Umweg.

Der Dichter so lyrischer Stimmungswerte und gestaltungsreiche Erzähler vermeidet jede erzieherische Lehrhaftigkeit und predigerhafte Volksermahnung, aber auch Gemeinplätze gewöhnlicher Volksschriftsteller. Er ist zu sehr ein echter Künstler, als daß er nur ein Unterhaltungsschriftsteller wäre.

„Es gibt in diesem Lebenswerk keine beängstigenden Höhen des Geschaffenen, aber auch nichts Mißlungenes, sondern ein wohlgebildetes Mittelgebirge, mit sehr viel geblümten Wiesen, immer-

grünen Wäldern, drin gute Quellen rieseln, freundlichen, geschützten Dörfern voll gerade gewachsenen oder schnurrigen Menschen, und hie und da mit einem sanften Aussichtsplatz, von dem man in die Weite und Höhe andächtig sieht"[78]). Und immer wieder wird man in dieses Land zurückkehren, weil es nie anders als gastlich die Besucher empfängt, erquickt und wieder entläßt: reich beladen mit Schätzen froher Erinnerungen, mit blanken Augen und einem frohen Herzen voll echter, reiner Lebensfreude.

[78]) Franz Herwig, Hochland", 26. Jg., S. 99, Oktoberheft 1928.

Verzeichnis der benutzten Literatur

über

Heinrich Federer.

Aellen, Herm.: „Heinrich Federer". Zu seinem 50. Geburtstag. E. Salzer, Heilbronn, 1928, 2. Aufl.

Oser, Hans: „Heinrich Federer". Aus Briefen und Erinnerungen. Räber u. Cie., Luzern u. Leipzig, 1928 (172 S. kl. F.).

Witkop, Phil.: „Heinrich Federer", in Dt. Dichtung der Gegenwart, Lpzg. 1924.

Achtermann, Bernhard: „Heinrich Federer", in Hochland, 11. Jg., 1. Heft, Okt. 1913, S. 50—67.

„ „Heinrich Federer", in: Hochland, 13. Jg., 6. Heft, März 1916, S. 753—754.

„ „Ein neuer Federer" (IV) in „Bücherwelt", 14. Jg., 5. Heft, Febr. 1917, S. 101—104.

Antz, Josef: „Vom prosaepischen Stil im allgemeinen und von den Anfängen Federers im besonderen" in: Die Bücherwelt, 9. Jg., Nr. 9/10, Juni/Juli 1912, S. 172—182.

Baumgartner, O. G.: „H. F.", in: Wissen und Leben, Zürich, 2. Dez. 1911.

Bienenstein, Karl: „H. F.", in: Roseggers Heimgarten, 43. Jg., v. Aug. 1919, S. 762—767.

Bloesch H.: „H. F.", in: Wissen und Leben, Zürich, 7. Jg., 12. Heft, v. 15. 3. 1914, S. 746—748.

Brey, C. Chr.: „H. F.", in: Das literarische Echo, 15. Jg., 13. Heft, 1. IV. 1913, Spalte 892—897.

Busse, C.: über: „Das Mätteliseppi", in: Velh. u. Klas. Monatsheften, 31. Jg., 5. Heft, Jan. 1917, S. 138/9.

Dörfler, Peter: „Heinrich Federer †", Hochland, 25. Jg., Juni 1928, S. 319 bis 321.

Eberle, Oskar: „Lienert, Federer, Paul Schoeck, Inglin und die Urschweiz" in: Neue Schweizer Rundschau (fr. Wissen und Leben), 19. Jg., Nr. 8, vom 1. Aug. 1926, S. 771/2.

„ „H. F.", ebda, 24. Jg., 1926/27, 1. Bd., S. 239—242.

Eichert, Franz: „Das Größte ist die Liebe", Randglossen zu Federers Roman VII. in: Allg. Rundschau, München, 22. Jg., 41. Heft, vom 8. X. 1925, S. 666—668, 42. Heft, v. 15. X. 25, S. 682—683.

Eisenegger, Rudolf: „H. F.'s Wander- u. Wundergesch. XVIII, in: Wächter, 7. Jg., 12. Heft, Dez. 1924, S. 564/5.

„ „Federers V." ebda, 5. Jg., 11. Heft, Nov. 1922, S. 517 bis 519.

Elster, Hanns Martin: „H. F. zu seinem 60. Geburtstag", S. 14, in: Grotes Weihnachtsalmanach, 1926.

Fleiner, R.: „H. F. zu seinem 50. Geburtstag", in: Lesezirkel Hottingen, 3. Jg., 2. Heft, Okt. 1916, S. 119—124.

Funk, H.: „Ein Reformerroman, III", in: Das neue Jahrhundert, 6. Jg., Nr. 6, 8. 4. 1914.
Geiger, Albert: „Federers III" in: Das liter. Echo, 16. Jg., 7. Heft, vom 1. Jan. 1914, Spalte 498.
Geßler, Albert: „H. Federers IX" in: ebda, 14. Jg., 11. Heft, 15. X. 1911, Spalte 138/9.
Grolmann, Ad. von: „Franziskus von Assisi und H. F." in: Die schöne Literatur, 27. Jg., Nr. 10, Okt. 1926 (H. F.-Heft).
In diesem Heft ist von Heinr. Mettelmann eine nicht ganz fehlerfreie und nicht lückenlose, aber doch reichhaltige Federer-Bibliographie zusammengestellt.
Haman, E. M.: „H. F." in: Der Gral, 11. Jg., 5. Heft, vom Febr. 1917, S. 230—240.
Herwig, Franz: „Federers IV." in Hochland, 14. Jg., 6. Heft, März 1917, S. 734/5.
„ „Federers V." ebda, 19. Jg., 8. Heft, Mai 1922, S. 239/40.
„ „Federers VII.", ebda, 22. Jg., 7. Heft, April 1925, S. 103/5.
„ über VIII, ebda, 26. Jg., Okt. 1928, S. 98—100.
Herz, Hermann: „Federers X." in: Bücherwelt, 10. Jg., 8. Heft, Mai 1913, S. 187/8.
„ „Kathol. Seelsorgserzählungen aus der Schweiz" (darin auch III). ebda, 11. Jg., 5. Heft, Febr. 1914, S. 97—103.
„ „Federers VI.", ebda, 23. Jg., 3. Heft, März 1926, S. 138—140.
Jünemann Heinr.: „Aus Federers Leben und Wirken" in: Päd. Post, 5. Jg., 1926, Nr. 64, S. 926—27.
Keckeis, Gustav: „H. F., der Geschichtenerzähler" in: Literarischer Handweiser 55. Jg., 2. Heft, Juni 1924, Spalte 49—54.
„ „Federers XVIII.", ebda, 60. Jg., Juni 1924, Spalte 299.
Kohnen, Johannes: „H. F." in: Pädag. Post, 5. Jg., Nr. 64, 6. Okt. 1926, S. 921—26.
Korrodi, Eduard: „H. F.". Zwei Wörtlein zu seinem 50. Geburtsatg." in: Die Schweiz, illustr. Monatschr., 20. Jg., Nr. 9, Sept. 1916, S. 533.
„ über IV, Neue Zürcher Ztg., 1916, Nr. 1598.
„ über V, ebda, 1922, Nr. 1723.
„ über XVIII, ebda, 1924, Nr. 637.
„ über VII, ebda, 1924, Nr. 1942.
„ über VI, ebda, 1925, Nr. 2007.
Krapp, Lorenz: „H. F." in: Augsburger Postzeitung, 1913, Lit.-Beilage, 6/7, 6. II. 1913.
Münchhausen, Börries Frhr. v.: „H. F." in: Deutsche Allgem. Zeitung, 1925, Nr. 602, vom 23. Dezember.
Tim, Lanzerath: Federers: „Heil. Franz v. Assisi" in: Literar. Handweiser, 46. Jg., Nr. 21, 19. X. 1908, S. 825—827.
„Der Lesezirkel": „Heinrich-Federer-Heft", Verlag des Lesezirkels Hottingen, 14. Jg., 1926/7, 1. Heft, mit Bild.
Maag, Justinian: „Die Problemstellung in H. F.'s letzten Werken" in: Klerusblatt, Eichstätt, 7. Jg., Nr. 20 v. 23. V. 1926, S. 201 bis 203, Nr. 21 v. 30. V. 1926, S. 214/5.
Mayne, Harry: „H. F." in: Deutsche Rundschau, 43. Jg., 9. Heft, Juni 1917, S. 449—452.
„ über XIV und XV in: Das literarische Echo, 20. Jg., 12. Heft, 15. III. 1918, Spalte 745.
„ „H. F. und Niklaus von Flüe", Nachwort in: XXXVII, S. 125—142.
„ „Erinnerungen an H. Federer" in: Bund, 1928, Wochenbeilage, „Kleiner Bund" Nr. 24.

Muckermann, Friedr.: „Pazienzia" (zu XVIII), in: Gral, 18. Jg., 9. Heft, S. 409.
Oehl, Wilhelm: „Heinrich Federer †" in: Schönere Zukunft, Wien, 3. Jg., Nr. 34, 20. Mai 1928, S. 732.
Overmann, J.: „F.'s I." in: Stimmen aus Maria Laach, Jg. 1912, 9. Heft, S. 461/2.
„ „III", ebda, 86. Bd., 4. Heft, 21. Jan. 1914, S. 458/9.
Rogger, L.: „Federers kleine Büchlein" in: Schweizer Rundschau, 19. Jg., Heft 2/3, Sept./Okt. 1918, S. 149—154.
Stang, Sigismund: „Die Schweiz des Seligen Bruders Klaus, wie Federer sie schaute" in: Stimmen der Zeit, 52. Jg., 103. Bd., 11. Heft, Aug. 1922, S. 369—381.
„ Besprechung XVIII, ebda, 111. Bd., 1926, S. 478.
„ Besprechung, VI u. XXIII. ebda, 112. Bd., 1926/, S. 159.
„ Besprechung XX, ebda, 113. Bd., 1927, S. 160.
Stegemann, H.: über I. in: Deutsche Rundschau, 38. Jg., 8. Heft, v. Mai 1912, S. 312—314.
Stockmann, Alois: „Deutsche Literatur", darin über: IV, VII, VIII in: Stimmen der Zeit, 47. Jg., 6. Heft, März 1917, S. 707/9.
„ „Zeit- und Menschenbilder in zwei neueren Romanen" (Thomas Mann: „Zauberberg" und F. VII), ebda, 56. Jg., 3. Heft, Dez. 1925, S. 222—232.
„ „Heinrich Federers letzte Gabe" („Am Fenster") in: Stimmen der Zeit, 115. Bd., 1928, S. 457—466.
Stork, Karl: über II, in: Der Türmer, 15. Jg., 3. Heft, Dez. 1912, S. 463/4.
„ „H. F.", ebda, 14. Jg., 9. Heft, Juni 1912, S. 395—398.
M. W. (Maria Waser): „An Heinrich Federer" in: Die Schweiz, 20. Jg., Nr. 9, Sept. 1916, S. 529, 532.
Weinrich, Franz Joh.: über VII in: Literarischer Handweiser, 61. Jg., 1. Heft, Jan. 1925, Sp. 53/4.
Zerkaulen, Heinrich: über IV in: Das literarische Echo, 19. Jg., 6. Heft, Dez. 1916, Sp. 373/4.

Verzeichnis der benutzten allgemeinen Literatur.

Korrodi, Eduard: „Das literarische Leben der kath. Schweiz" in: Gral, 3. Jg., 10. Heft, S. 491—494, Juli 1909.
„Literarische Warte", Jahrgänge 1901—1906.
Zu Kapitel III, 4:
Lindner, Tilly: „Die Alpenschilderung bei den deutschen Dichtern und Erzählern" in: Bücherwelt, 14. Jg., 3. Heft, Dez. 1916, S. 49—55.
Zu Kapitel III, 6:
Schleich, Carl L.: „Psychophysik des Humors" in: Zukunft, 25. Bd., 1898. S. 374—393.
Zu Kapitel IV, 1:
Borkowski, E.: „Erzählungskunst und Romanproblematik" in: Bücherwurm, 1911.
Bracher, H.: „Rahmenerzählung und Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Storm." Ein Beitrag zur Technik der Novelle. Leipzig 1924 (2. Aufl.).
Friedemann, Käthe: „Die Rolle des Erzählers in der Epik" in: Untersuchungen zur neuen Sprach- und Literaturgeschichte", hrsg. von Oskar Walzel, Leipzig 1910.
Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke" in 4 Bänden, hrsg. v. Joh. Mumbauer, Herder u. Co., Freiburg i. B., 1925.

C. F. Meyer: „Sämtliche Werke" in 2 Bänden, Ausgabe von Th. Knauer-Verlag, Berlin.
Gottfried Keller: „Gesammelte Werke" in 6 Bänden, hrsg. von Carl Enders, Helios-Klassiker, Reklam, Leipzig 1921.
Korrodi, Eduard: „C. F. Meyer-Studien", Leipzig 1912.
„ „Schweizer Literaturbriefe", Leipzig 1918.
„ „Schweizerdichtung der Gegenwart", Leipzig 1924, in: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 32.
Luterbacher, O.: „Die Landschaft in Gottfried Kellers Prosawerken" in: Sprache und Dichtung, 1911, Heft 8, Tübingen.
Meyer, C. F.: „Erinnerungen an Gottfried Keller in: Deutsche Dichtung, 1890, 9. Bd., S. 23 ff.
Moser, H.: „Schweizerisches in Gottfried Kellers Sprache" in: Neue Züricher Zeitung 1928, Nr. 275.
(Dieser Artikel wurde mir vom Verlag der N. Z. Zeitung als Abschrift zugestellt.)
Rick, K.: „Keller als Charakteristiker" in: Mitteilungen der literarhistor. Gesellschaft Bonn, III. Jg., 1908, Nr. 3 S. 59—78.
Ohmann, Fritz: Korreferat zu diesem Vortrag, ebda, S. 79—88.
Schwering, Julius: „Gottfried Keller" in: Hochland, 16. Jg., 2. Bd., S. 346 bis 360, 1919.
Stern, M. von: „Gottfried Keller und C. F. Meyer" in: Deutsche Zeitschrift, Jg. 1901, 3. Heft, S. 794 ff.
Wüst Paul: „Gottfried Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis". Leipzig 1911.
Zippel, Anna: „Kinderleben bei Gottfried Keller" in: Zeitschrift f. d. dt. Unterricht, 28. Jg., 1914, S. 724—736.

Zu Kapitel VI:

G. K. Chesterton: „Der heilige Franz von Assisi" aus dem Engl. von J. L. Benvenisti, München 1927.
Hesse, Hermann: „Franz von Assisi" in: Die Dichtung, Bd. 13, Berlin 1904.
Jörgensen, Joh.: „Der heilige Franz von Assisi", Kempten 1922 (7. Auflage).
Muth, Karl: „Franz von Assisi und die Kunst" in: Hochland, 16. Jg., 1. Bd., S. 403 ff.
Sabatier, Paul: „Der heilige Franz von Assisi", Paris, 1894, übersetzt von Marg. Lisco, Zürich, 1920.
Guthbert (O. M. Cap.): „Der heilige Franz von Assisi" siehe S. 8, XXXII B.

Zu Kapitel VII:

Tolstoi, L N.: „Meine Lebensbeichte", Diederichs, Jena, 1922, 1. Bd.
„ „Krieg und Frieden", 4 Bde., Inselverlag, Leipzig 1922/3.
„ „Auferstehung", 2 Bde., Diederichs, Jena, 1912.
„ „Anna Karenina, 1 Bd., Th. Knauer, Berlin.
Meyer, R. M.: „Tolstoi" in: Velh. u. Klas. Monatshefte, Jg. 1910/11, 2 Bde., S. 270/4.
Rolland, Romain: „Das Leben Tolstois", Frankfurt a. M., 1922.

Lebenslauf.

Am 2. Juli 1901 wurde ich, Franz Wagner, als Sohn des Eisenbahnsekretärs Josef Wagner und seiner Ehefrau Magdalena geb. Breitenbach zu Berlin geboren. Ich bin katholischen Bekenntnisses. Ab Herbst 1913 besuchte ich die Studienanstalt der Herz-Jesu-Missionare in Hiltrup bei Münster, die ich auf eigenen Wunsch im November 1917 verließ. Von April 1918 bis März 1921 besuchte ich das Lehrerseminar in Ratingen bei Düsseldorf. Von März 1921 bis Nov. 1921 war ich Fabrikarbeiter, bis März 1924 Bankbeamter. Am 21. Juli 1924 heiratete ich. Die wirtschaftliche Mitarbeit meiner Frau ermöglichte mir mein Studium. Während desselben war ich auch selbst tätig als Hauslehrer, Reisender und Kohlenarbeiter. Die verkürzte Gymnasialreifeprüfung in Latein und Griechisch bestand ich 1927.

Vom Sommersemester 1924 bis Wintersemester 1925/6 besuchte ich die Universität Berlin. Vom Sommersemester 1926 bis Wintersemester 1928/9 studierte ich an der Universität Münster i. W. Meine Studienfächer waren: Literaturwissenschaft, Philosophie, Pädagogik, Kunst- und Kulturgeschichte.

Meine akademischen Lehrer waren in Berlin die Herren Professoren von Allesch, Breysig, Dessoir, Fischel, Goldschmidt, Guardini, Herrmann, Koehler, Liebert, Müller, Neckel, Petersen, Richter, Roethe, Schmidt, Spranger, Thurnwaldt, Wertheimer, Wulff; in Münster Prof. Dr. Ettlinger, Prof. Dr. Goldschmidt, Prof. Dr. Hielscher, Prof. Dr. Kabitz, Prof. Dr. Schwering, Prof. Dr. Vorländer, Prof. Dr. Wackernagel, Privatdozent Dr. Clostermann.

Allen meinen Lehrern, insbesondere Herrn Prof. Dr. Julius Schwering, schulde ich aufrichtigen Dank.